

HEYNE
BÜCHER

ROBERT RODI



The Birdcage
**Ein Paradies
für schrille Vögel**

DER ROMAN ZUM FILM

ROBERT RODI

THE BIRDCAGE

Ein Paradies für schrille Vögel

Der Roman zum Film
nach einem Drehbuch von Elaine May

Aus dem Amerikanischen
von Rolf W. Blum

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE ALLGEMEINE REIHE

Nr. 01/9999

Titel der Originalausgabe THE BIRDCAGE

Redaktion: Dr. Andreas Gößling

Copyright © 1996 by United Artists Pictures Inc.

All rights reserved.



Copyright © 1996 der deutschen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co, KG, München

Printed in Germany 1996

Umschlag- und Innenillustrationen:

Copyright © 1996 by United Artists.

Mit freundlicher Genehmigung der

United International Pictures GmbH

Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München

Gesamtherstellung: Ebner Ulm

ISBN 3-453-11568-6

Seit Jahren ist Armand der Besitzer von South Beachs schrillstem Travestieclub, The Birdcage, und glücklicher Gatte der Diva Starina (alias Albert). Doch eines Tages will Armands Sohn, Resultat eines einmaligen heterosexuellen Ausrutschers, heiraten – ausgerechnet die Tochter eines erzkonservativen Senators. Um diesen um den Finger zu wickeln, soll sich Armand als properer Familienvater und griechischer Kulturattaché ausgeben – aber er hat die Rechnung ohne Albert gemacht...

1. Kapitel

Mittlerweile meinte das Schicksal es wieder gut mit South Beach. Nach Jahrzehnten der Vernachlässigung waren die Jungen und die Reichen und jene, welche die Jungen und die Reichen liebten, wieder zurückgekehrt und hatten Farbe, Musik, Licht und Stil mit sich zurückgebracht. Die anderen, die während der Dürreperiode ausgeharrt hatten, waren jetzt bereit – bereit, erwartungsfroh und für die kommenden Feste in Schale geworfen.

Armand Goldman war einer von denen, die hiergeblieben waren, und niemand war zum Neubeginn bereiter gewesen als er. Er hatte an seinem kleinen Besitz festgehalten, beide Augen beharrlich auf die Zukunft gerichtet, und als sich das Blatt endlich wendete, hatte er seine Türen aufgestoßen und die Welt hereingebeten. Seine gebräunte Haut ähnelte nach all den Jahren zwar einer polierten Lederrüstung, und sein Haar war, wenn auch nicht dünner, so doch fast silberfarben geworden, aber er war noch immer eine imposante Erscheinung (wovon man sich am heutigen Abend überzeugen konnte, da er in seinem legeren schwarzen Anzug selbst ohne Krawatte wie ein dandyhafter Ninja aussah); er war noch immer dazu geeignet, eine Hauptrolle im allgegenwärtigen Festival der Schönheit zu spielen – ganz egal, ob die Schönheit nun gottgegeben war oder, was häufiger vorkam, aus Tuben und Fläschchen und einem Geheimvorrat an Tips und Tricks stammte.

Alles wäre perfekt gewesen, hätte Armand nicht einen Partner gehabt, der die Wartezeit nicht ganz so gut überstanden hatte wie er.

Gerade jetzt dachte Armand an diesen Partner, während er in der Nähe des Eingangs zu seinem kleinen Nachtclub – dem Birdcage – stand und ein Sextett seiner außergewöhnlichen Revuegirls beobachtete (die fantastisch geschmückten ›Vögelchen‹ seines ›Vogelkäfigs‹), die ausgelassen herumhüpften, während sie brüderlich ihre Version eines Hits der Sister Ledge schmetterten: »*Everyone can see we're together, as we walk on by... And we fly like birds on a feather, I won't tell no...*«

Bald würde Starina mit ihrem Auftritt an der Reihe sein. Die verwundbare, die unmögliche, die unvergeßliche Starina.

Es war das Gesicht Starinas gewesen, das all die Jahre neben Armand ausgeharrt, darauf gewartet hatte, daß das Spotlight zurückkehren würde; ein kantiges, aristokratisches Gesicht, damals mit durchdringenden Augen, einem klassischen Profil und einem Mund, der ständig zu einem lauten, rauhen Lachen geöffnet war. Aber die Jahre hatten die Kanten abgeschliffen, die Wangen waren fleischiger geworden, die Augen matter und die Nase flacher. Nur der Mund war unverändert. Wenn Armand Trost und Hoffnung suchte, schaute er auf diesen Mund.

Doch trotz der Auswirkungen, die die Zeit bei Starina hinterlassen hatte, verstand sie es noch immer, ihr Publikum hinzureißen. Als die Zeit endlich gekommen war – als der Vorhang sich geöffnet und die Musik wieder begonnen hatte –, hatte die lange verschmähte Diva so viel Make-up aufgelegt, wie nur irgend möglich, war ins Rampenlicht getreten und hatte, von schierer Notwendigkeit getrieben, ihr Publikum überzeugt. In der Starmanier einer Garland oder Piaf bediente Starina die Zuschauer, fütterte sie regelrecht; ihr Auftritt war derart erschreckend und zugleich anrührend, daß das Auditorium ihn wohlwollend, ja begeistert aufnahm. Die Schwierigkeit bestand allein darin, Starina erst einmal auf die

Bühne zu bringen. Selbst zum Tode Verurteilte traten bereitwilliger vor ihren Henker als Starina ins Rampenlicht.

»Guten Abend, Armand«, sagte eine hochgewachsene Schönheit, während sie, eingehakt in den Arm eines um gut zwei Köpfe kleineren Verehrers, an ihm vorbei in den Club trat. Armand riß sich aus seinen Träumereien, küßte galant ihre Hand und geleitete sie durch den überfüllten Saal zu einem Tisch, der an zwei andere angrenzte. Die Luft war rauchgeschwängert; Armand fühlte sich, als gleite er durch Wasser. Er liebte dieses Gefühl – flüssig, sinnlich, dunkel.

»Amüsiert euch, meine Freunde«, sagte er, während er der Amazone half, auf ihrem Stuhl Platz zu nehmen. Wie hieß sie doch gleich? Audrey? Andrea?

»Wir könnten einen Happen zu essen vertragen«, sagte sie und leckte genüßlich über ihre Oberlippe. »Ich fühle mich ganz ausgehungert.«

Er lächelte. »Ich sage sofort in der Küche Bescheid...« *Adrienne*, das war's –, »... eher *Adrienne*.«

Sie strahlte ihn glücklich an, und indem er sich entfernte, hörte er, wie sie ihrem Begleiter zuflüsterte: »Er kennt einfach jeden.«

Armand schlängelte sich zwischen den Tischen hindurch, warf Kußhände durch den Raum und drückte im Vorübergehen Hände, die sich ihm entgegenstreckten. Als er die Küchentür erreichte, sie öffnete und hineinsah, erblickte er seinen stämmigen Küchenchef, einen Mann mittleren Alters, der auf Händen und Knien lag und sich bemühte, ein Stück gebratenes Geflügel auf einen Teller zurückzubefördern.

Armands Miene verfinsterte sich.

Der Koch bemerkte ihn und hob die Schultern. »Wenn du von diesen Dingen nichts wissen willst, dann spioniere nicht herum.«

»Ich will nicht nichts darüber wissen. Ich will, daß sie nicht vorkommen.«

»Besorg mir eine größere Küche, dann kommen sie nicht vor.«

»Nimm etwas ab, dann hast du mehr Platz in der Küche.«

Der Koch war im Begriff, darauf zu antworten, als ein Kellner Armand auf die Schulter tippte. Armand ließ die Küchentür zufallen und drehte sich um. »Was ist?«

»Die Kennedys sind wieder zum Abendessen hier. Es ist das dritte Mal in dieser Woche. Soll ich ihnen eine Runde Getränke gratis bringen?«

Armand hob hoffnungsvoll die Augenbrauen. »Ted?«

»Nein, nur die jüngeren Kennedys.«

Er seufzte. »Ich wünschte, Ted käme einmal her.« Er nickte dem Kellner zu. »Du kannst ihnen den Kaffee auf Kosten des Hauses servieren.« Es war besser, auf Nummer Sicher zu gehen.

Der Kellner schlurfte davon, und Armand, der den Küchenchef unterdessen vollkommen vergessen hatte, ging seitlich auf die Bühne zu. Er zog den schwarzen Veloursvorhang auf und trat hindurch, nahezu unbemerkt, da die sechs Tänzerinnen in voller Aktion begriffen waren.

»*We are fa-mi-ly...I got all my sisters with me...*«

Der Bereich hinter der Bühne war schmal und beengt, kaum mehr als ein zu beiden Seiten von Kabinen und Türen gesäumter Gang. Der Bühnenmanager, Cyril, stand am einen Ende und hielt eine Perücke und ein Kostüm in die Luft, während er die Bühne beobachtete. Armand näherte sich ihm.

»Wo ist Starina?« fragte er.

Cyril wandte sich um und antwortete: »Agador hat sie gerade gerufen. Sie kommt in fünf Minuten herunter.« Dann vernahm er die ekstatischen Schlußakkorde der Nummer des Sextetts und wurde sich seiner Aufgabe wieder bewußt. »Uihh!« schrie

er, während er sich in Bewegung setzte. Eines der Mädchen kam von der Bühne an ihm vorbeigestürzt und begann, hektisch an ihrem Kostüm zu nesteln, um sich in aller Eile umzuziehen. Unter dem BH, den sie fortwarf, kam eine flache, rasierte Brust zum Vorschein, unter ihrer Perücke ein Bürstenhaarschnitt. Was unter ihrem kurzen Seidenröckchen sichtbar wurde, sah wie ein behelfsmäßiger Unterleibsschutz aus Verbänden und Klebeband aus.

Cyril warf der Tänzerin die neue Perücke und das Kostüm zu und sammelte emsig die alten Sachen ein. Armand, der dem Wirbelsturm aus Kleidungsstücken zu entgehen versuchte, warf unterdessen einen Blick auf das Publikum im Saal. Von hier aus konnte er genau erkennen, daß der Club bis auf den letzten Platz gefüllt war. Er würde von jetzt an Kunden abweisen müssen.

»Weißt du«, dachte er laut, »wir sollten samstags drei Shows ansetzen. Sieh dir die vielen Leute an.«

»Von mir aus«, erwiderte Cyril inmitten des Tumults um den Kleiderwechsel, »aber dann kriege ich Gefechtszulage.«

Plötzlich flog die Tür am gegenüberliegenden Ende des Ganges auf und verfehlte die sich umziehende Tänzerin nur um wenige Zentimeter; aber die Künstlerin war zu sehr mit ihrer Garderobe beschäftigt, um etwas um sich herum wahrzunehmen. Ein dunkelhäutiger, barfüßiger junger Mann in einer kurzen Hose aus Leopardenfell stand schweratmend am Fuß der nach oben führenden Treppe.

»Starina will nicht«, rief er. »Sie ist noch immer im Bademantel!«

Armand atmete tief durch. »Verdammt«, knurrte er.

»Ich weiß nicht, was diesmal passiert ist«, klagte der junge Mann, von ehrlicher Sorge erfüllt.

»Geh wieder hinauf, Agador. Versuch sie dazu zu bringen, sich anzuziehen. Ich komme gleich nach.« Er schwang eine Faust durch die Luft. »Oh, *merde!*«

Agador hastete wieder nach oben, seine nackten Füße schlugen klatschend auf die Stufen. Armand wandte sich Cyril zu: »Sag Carmen, sie soll sich bereithalten, um Starinas Nummer zu übernehmen. Nur für alle Fälle, verstehst du?«

»Sei nicht so streng«, gab Cyril zurück, der jetzt ebenfalls besorgt wirkte. »Ich halte das sonst nicht aus. O mein Gott!«

Armand gab ihm einen beschwichtigenden Klaps auf die Schulter, bevor er Agador die Stufen hinauf folgte.

Schon wieder. Schon wieder!

Obwohl Starina jeden Moment, den sie auf der Bühne stand, herbeisehnte, als würde es ihr letzter sein, nahm der Widerwille, mit dem sie die Reise von ihrer Garderobe auf die Bühne antrat, mehr und mehr die Form eines epischen Paradoxons an.

Vielleicht, dachte Armand, war das alles eine Art bizarren Vorspiels. Vielleicht konnte Starina keinen Gefallen daran finden, auf der Bühne zu stehen, wenn sie vorher nicht genügend beschwätzt, umschmeichelt und schließlich auf Knien angefleht worden war. So wie einige der Frauen aus Armands Generation den Sex nur genossen, wenn sie vorher zum Essen ausgeführt, betrunken gemacht und dann unter endlosen Komplimenten dazu überredet wurden.

So ungefähr hatte er es jedenfalls gehört.

Er erreichte das Ende der Treppe, atmete tief durch und war bereit, Starina zu begegnen.

Nein!

Er schüttelte den Kopf und zwang sich, daran zu denken, daß Starina eigentlich nur auf der Bühne lebte. Die wirkliche Diva am Ende der Treppe war Albert.

2. Kapitel

Albert schlang seinen dünnen, mit Rüschen verzierten Bademantel enger um sich und sprang von Agador fort, als wäre der ein menschenfressender Leopard und nicht bloß ein junger Mann in Leoparden-Shorts. »Bitte«, flehte Agador und hielt ihm die Stöckelschuhe und Strümpfe hin, »zieh doch wenigstens die an.«

»Nein, Agador«, antwortete Albert in melodramatischem Tonfall. »Victoria Page wird den Tanz der roten Schuhe heute nicht tanzen. Nicht heute und an keinem anderen Abend.«

Agador zog die Schuhe zurück. »Dann nur die Strümpfe.«

Mit einer ausladenden Geste wies er sie zurück.

»Victoria Page ist tot.«

Agador halbierte sein Angebot nochmals. »Nur diesen einen Strumpf...«

»Weißt du, wie sie starb?« Er lachte leise. »Allein. Weinend um ihren Liebhaber. ›Denn der Mensch ist des Menschen Wolf...‹« Plötzlich, über Agadors betroffenen Gesichtsausdruck beunruhigt, fügte er hinzu: »Hast du gegessen? Du siehst abgezehrt aus.«

»Bitte...«

Er nahm eine Handvoll Päckchen von seinem Ankleidetisch und reichte sie dem jungen Mann. »Hier. Das sind Aufbaustoffe. Ich habe sie für Armand gekauft, aber...« Seine Augen füllten sich mit Tränen... »... das ist jetzt vorbei.«

Wie auf ein Stichwort hin rief Armand vom angrenzenden Zimmer aus: »Starina... *Albert!*«

Albert kreischte und sprang auf die Zimmertür zu. Bevor Agador ihn aufhalten konnte, hatte er sie abgeschlossen und

stemmte sich mit aller Kraft dagegen. Von der anderen Seite aus begann Armand zu klopfen.

»Komm schon, Albert. Öffne die Tür!«

»Hinaus!« schrie er und breitete die Arme aus, um sein Gewicht gleichmäßiger auf das Türblatt zu verteilen.

»Albert, mach auf!« Das Klopfen wurde nachdrücklicher.

Agador sagte in einem Ton, als spräche er mit einem Kind, das einen geladenen Revolver in den Händen hielt: »Laß uns die Tür für ihn öffnen, ja? Komm, wir sind nett zu ihm.«

»Nein! Ich will nicht, daß er mich so sieht.« Albert biß sich auf die Unterlippe. »Ich... ich sehe *schrecklich* aus.«

Agador wußte, daß er ihm sofort hätte widersprechen sollen, doch bevor er seinen Mut für diese Art von Galanterie zusammennehmen konnte, wurde die Tür aufgebrochen und Albert weit ins Zimmer geschleudert.

Armand stand im Türrahmen und hielt sich die Schulter wie ein von einem Bajonett getroffener Soldat. Albert schrie unkontrolliert und rannte zum Fenster, wo er sich in einen der Vorhänge wickelte.

»Willst du mich ruinieren?« fragte Armand streng.

»Sieh mich nicht an! Ich sehe *schrecklich* aus!« Albert versuchte sich mit dem Vorhang, so gut es ging, zu bedecken. »*Schrecklich! Fett und schrecklich!* O Agador!« klagte er und wandte sich trostsuchend dem sympathischen Hausjungen zu. »Ich fühle mich *scheußlich*...«

»Ich weiß«, gab Agador freundlich zurück. »Das geht vorbei.«

»Das geht nie mehr vorbei! Ich hasse mein Leben.« Er nickte in Richtung der Päckchen, die Agador noch immer in den Händen hielt. »Vergiß nicht, die Aufbaustoffe zu nehmen.«

Armand rieb sich die Schulter und knurrte ihn an: »Bist du verrückt geworden? Ist dir klar, daß da unten ein volles Haus wartet?«

Mit einem Mal verwandelte sich Albert in die würdevolle Margaret Dumont. »Ach, dafür brauchst du mich also. Damit dein Haus immer schön voll ist.«

Armand schloß die Augen. »Ich halte das nicht aus!«

»Meine *Gefühle* interessieren dich nicht! Es interessiert dich nicht, wie ich *leide*! Alles dreht sich um deine *Show*. Nicht einmal um unsere *Show*. Um *deine* *Show*! Ich verlange einen Unterhaltsvertrag, und zwar *sofort*!«

In leichter Überraschung riß Armand die Augen auf; dies verlieh dem nicht enden wollenden Trauma eine neue Wendung. »Nun, zufälligerweise habe ich gerade in diesem Moment keinen Unterhaltsvertrag bei mir«, sagte er und versuchte, nicht allzu vernichtend zu klingen. »Wäre morgen in Ordnung?«

»Rede nicht in diesem Ton mit mir!« Albert zog den Vorhang bis zum Hals hoch. »Dieser sarkastische, verächtliche Ton, der bedeuten soll, daß du alles weißt, weil du ein *Mann* bist, und ich nichts, weil ich eine Frau bin.«

Sehr vorsichtig, um nicht brutal zu wirken, sagte Armand: »Du bist keine Frau.«

»Oh!« Albert taumelte, als sei ihm ins Gesicht geschlagen worden. »Du Mistkerl!«

Agador hatte Mitleid mit ihm. »Sei nicht so hart«, bat er Armand.

Den Verbündeten in Agador suchend, wandte sich Albert ihm zu und hauchte: »Was immer ich bin, er hat es aus mir gemacht.« Er streckte einen lackierten Fingernagel in Armands Richtung. »Ich war einst bewundernswert. Jung und voller Hoffnung! Jetzt bin ich dieses kleine, dicke, unsichere, alternde *Ding*!«

Armand starrte ihn ungläubig an. »Habe *ich* dich klein gemacht?«

Cyril erschien, um Atem ringend, im Eingang. »Also«, fragte er, »was soll ich tun? Die Nummer ist gleich vorbei. Soll ich Carmen für Starina rausschicken?«

»Ja«, sagte Armand, des Martyriums müde.

Albert starrte ihn an, sprachlos ob dieses Betrugs.

»*Nein!* Wie kannst du es wagen...« brachte er schließlich hervor.

Armand sah Cyril eisern an. »Tu's!« sagte er.

Cyril schickte sich an, wieder nach unten zu gehen. »*Nein!*« kreischte Albert.

Cyril hielt inne und blickte verwirrt zurück.

»Cyril!« fuhr Armand ihn an, und der Bühnenmanager setzte sich wieder in Bewegung.

»*Nein!*« schrie Albert und tauchte nun hinter dem Vorgang auf.

Armand trat drohend auf seinen Angestellten zu. »*Sofort, Cyril!*«

Albert warf sich Armand zu Füßen. »*Bitte!* Ich werde auftreten. Gib meine Nummer nicht fort! Ich werde sehr gut seih. Du wirst sehen.«

Armand holte tief Luft und machte sich im Geiste eine Notiz: *Laß dich in Zukunft nicht mehr von ihm bluffen.* Er wandte sich Cyril zu und sagte leise: »*Na schön. Schick die Mambonummer raus und sag Dante und Beatrice, sie sollen sich mit der Treppe bereithalten. Geh schon!*«

Offensichtlich erleichtert, einen unwidersprochenen Befehl erhalten zu haben, eilte Cyril die Treppe hinunter, als seien ihm Flügel gewachsen.

Albert hielt seine Hände vor sich. »*Seht nur, ich zittere. Agador, ich brauche ein paar Pirin-Tabletten. Schnell!*«

Während Agador zum Schminktisch lief, warf Armand Albert einen ungläubigen Blick zu. »*Was? Was nimmst du?*«

Agador entfaltete ein Papiertaschentuch und brachte zwei kleine weiße Tabletten zum Vorschein. »Hier«, sagte er und reichte Albert eine davon. »Eine vor der Show und eine nachher.« Albert griff gierig nach der Pille und warf sie sich in den Mund. »Aber«, fügte Agador hinzu, indem er die übrig gebliebene Tablette wieder einwickelte und das Tuch in den Bund seiner Leopardenshorts steckte, »nicht mehr.«

Albert nickte dankbar, ja demütig. »Danke, mein liebster Agador. Bitte... nur einen Moment.« Er hob seine Stöckelschuhe und Strümpfe vom Boden auf und ging auf den Ankleidetisch zu.

Überzeugt, daß keine weiteren theatralischen Zwischenfälle zu erwarten sein würden, drehten Armand und Agador sich leise um und machten Anstalten, das Zimmer zu verlassen. Armand nahm ein Stück Konfekt aus seiner Jackettasche und schob es sich im Gehen in den Mund; das kühlende Pfefferminz verstärkte sein Gefühl der Erleichterung. Als sie sich im angrenzenden Wohnzimmer befanden, schloß Armand die Tür und wandte sich ärgerlich an Agador.

»Was tust du? Warum gibst du ihm Drogen? Was zum Teufel sind überhaupt ›Pirin‹-Tabletten?«

Agador grinste verschwörerisch. »Es ist Aspirin! Aspirin ohne A und ohne S.«

Armand dachte einen Moment lang darüber nach, dann riß er in ehrfürchtiger Anerkennung die Augen auf. »Nein!« rief er. »Herrgott! Was für ein brillanter Einfall.«

»Ach, das ist nur die Spitze des Eisbergs. Du machst dir keine Vorstellung davon, welche Wunder ich mit unserer Alberta vollbringe. Ich habe ihn davon überzeugt, daß zerstoßene Minzeblätter ein Schlafmittel sind. Und getrocknete Granatapfelsamen hält er für ein starkes guatemaltekisches Mittel gegen Kater.«

Armand empfand eine neue Art Respekt für seinen Hausboy – zumindest soweit er Respekt für jemanden aufbringen konnte, der Hotpants aus Leopardendstoff trug. »Wie schaffst du das bloß?« fragte er.

Agador hob die Schultern. »Ganz einfach. Indem ich ihm nicht erzähle, daß es zerstoßene Minzeblätter und getrocknete Granatapfelkerne sind. Ich erfinde exotische Namen dafür. Die Minzeblätter zum Beispiel nenne ich ›Opia Slumbra‹, und ich gestatte ihm höchstens drei Prisen davon in heißem Wasser. Sie sind so stark, sage ich ihm, daß schon eine Prise mehr dazu führen könnte, daß er nie mehr aufwacht.« Er ließ ein trillerndes Lachen hören, dann legte er beide Hände über den Mund.

Ungläubig schüttelte Armand den Kopf. »Und das funktioniert?«

»Wie ein Zauber. Es wundert mich, daß er es dir gegenüber nie erwähnt hat.«

»Er weiß, wie ich über Drogen denke.« Das klang angesichts der Tatsache, daß sie über Minzeblätter sprachen, derart übertrieben, daß sie beide wie Schulmädchen zu kichern anfangen.

Durch den Boden der Wohnung konnten sie hören, wie die Mambonummer ihren ersten fröhlichen Refrain erreichte. »Herrje!« Armand war besorgt. »Warum braucht er nur so lange?« Er ging zur Schlafzimmertür zurück und stieß sie auf.

Albert saß am Ankleidetisch und fuhr mit einem Rasierer über seine Arme.

Armand fürchtete, sein Kopf müsse explodieren. Er stürzte vorwärts und versuchte, Albert mit einer raschen Bewegung den Rasierer wegzunehmen. »Das kann ich nicht glauben«, rief er. »Du mußt dir *jetzt* die Arme rasieren?«

Albert sah ihn mißbilligend an und hielt den Rasierer außer Reichweite. »Ich hatte keine Zeit, mich einzucremen.« Er

nahm seine Tätigkeit wieder auf. »Die Gleichgültigkeit ist das Schrecklichste auf der Welt, Armand.« Er strich ein letztes Mal seinen Unterarm entlang, bevor er den Rasierer zur Seite legte und Wimperntusche aufzutragen begann. »Im letzten Jahr habe ich über hundert Pfund abgenommen und wieder zugenommen«, fuhr er fort, ein Auge bis in die Nähe seiner Schläfe schminkend. »Ich nahm von Größe fünfzig bis auf zweiundvierzig ab und bin jetzt wieder bei fünfzig. Während all dem hast du nicht einmal ein Wort darüber verloren. Nicht den Hauch einer Ermutigung oder Anerkennung. Wenn ich die Pirin-Tabletten nicht nähme... Ich glaube, ich könnte nicht weitermachen.« Er setzte das Bürstchen mit der Wimperntusche ab, senkte die Stirn auf eines seiner Handgelenke und sah aus wie eine verängstigte Skulptur von Rodin.

»Albert«, sagte Armand tonlos, »ich bringe mich um, wenn du nicht augenblicklich dein Make-up beendest.«

»Du liebst mich nicht mehr, Armand.«

»Allmächtiger!« Armand drehte sich um und warf die Hände in Richtung der Zimmerdecke.

Albert blickte auf, ein Auge geschminkt, das andere nackt und klein. »Es gibt einen Mann in deinem Leben, nicht wahr? Ich fühle es. Und ich habe eine Flasche Weißwein im Kühlschrank gesehen. *Ich* trinke nur roten. Genau wie du.«

Armand wurde allmählich ernsthaft wütend. »Es gibt keinen Mann! Ich habe angefangen, Weißwein zu trinken, weil der rote Tannin enthält.« Er streckte ihm seine Armbanduhr entgegen und tippte mit dem Zeigefinger darauf. »Da unten warten hundertfünfzig Leute auf...«

Albert unterbrach ihn, indem er ihm ein Fußkettchen entgegenhielt, das zuvor auf dem Ankleidetisch gelegen hatte. Die Geste drückte die gleiche Erhabenheit aus, die Kleopatra

einem ihrer Günstlinge gegenüber an den Tag gelegt hätte. Wortlos kniete Armand vor ihm nieder.

»... auf dich, um dir zu applaudieren«, fuhr Armand fort, während er versuchte, das Kettchen an Alberts Fußgelenk zu befestigen. »Um der großen Starina zu applaudieren.«

Ohne Vorwarnung versetzte Albert ihm einen Tritt gegen die Brust, der ihn flach auf den Rücken warf.

Um Atem ringend, blieb Armand eine Weile auf dem Boden liegen und sammelte neue Kräfte; über sich erblickte er zwei Alberts – zwei Starinas –, die einige Momente lang Seite an Seite nebeneinander schwebten, ehe sie sich wieder zu einer Gestalt vereinigten.

»Was machst du, während ich auf der Bühne bin?« zischte Albert. »Wohin gehst du, während ich mich da oben *umbringe*?«

Armand begann, sich wieder auf die Füße zu kämpfen. Albert, der dessen Grunzlaute vernahm, reagierte, als sei der andere eine gefährliche Bestie. »Nur zu!« schrie er. »Schlag mich! Das ist es doch, was du vorhast, nicht wahr? Tu's doch. Schlag mich! Los! Nur zu!«

Armand, dessen Geduldsfaden nun endgültig riß, schwenkte wild seinen Arm, ohne zu zielen. Seine Hand berührte flüchtig Alberts Schulter.

Albert heulte panisch auf und prallte zurück, taumelte von seinem Stuhl und blieb wie erschossen auf dem Fußboden liegen. Armand hielt sich, vor Schmerz zuckend, die Hand.

»Genug!« brachte Albert unter Schluchzen hervor, wobei die Wimperntusche des einen, geschminkten Auges zu verlaufen begann. »Genug! Bitte nicht mehr...« Er brach ab, vielleicht weil er merkte, wie lächerlich – à la Tennessee Williams – die Szene geworden war, und betrachtete mit einiger Sorge Armand. »Bist... bist du in Ordnung?«

Armand streckte seine Hand vor. »Ich habe mir den Daumen verstaucht.«

»O mein Gott. Vergib mir!«

»Schon gut«, erwiderte Armand zärtlich. »Ich bin es, der um Vergebung bitten muß, mein kleines Pummelchen, mein lieber Teddybär.« Er kauerte sich neben Albert auf den Boden und nahm ihn in die Arme.

»Liebst du mich?« fragte Albert und legte mitleidheischend den Kopf an Armands Schulter. »Schwöre, daß du mich liebst.«

»Natürlich liebe ich dich.«

»Tu mir nicht weh.«

»Nein.«

»Mein König.«

»Meine Königin.«

Die Mambonummer erreichte ihren zweiten jubelnden Refrain, so daß der Boden unter den beiden vibrierte. Die Fläschchen und Dosen auf dem Schminktisch klirrten und schepperten. Armand küßte Albert sanft auf die Stirn.

3. Kapitel

Die Mambonummer endete mit einem wirbelnden Crescendo, das am Ende in einen schwindelerregenden, dissonanten Schrei übergang – oder sich vielmehr in diesem aufzulösen schien. Das Publikum war überwältigt und applaudierte in atemloser Begeisterung.

Cyril stand, an den Fingernägeln kauend, am Bühnenrand und blickte auf seine Uhr. Dicht hinter ihm standen zwei der Tänzerinnen, Beatrice und Dante, gelassen zu beiden Seiten einer schmalen Wendeltreppe.

Cyril wollte die beiden eben anweisen, die Treppe auf die Bühne zu rollen, die jetzt in gedämpftem Licht lag, als er einen letzten Blick nach hinten warf – und seufzte.

Er schaute die Treppe empor und sagte: »Steig wieder runter, Carmen, die kommt doch.« Dann sah er wieder zurück auf die Silhouetten von Armand und Albert in der Tür.

Armand sagte leise: »Geh... geh, meine Königin.«

»Mein König«, erwiderte Albert gurrend. Dann übernahm Starina. Wie ein Dämon ergriff sie Besitz von Alberts Körper und schwebte mit diesem zur Wendeltreppe hinüber.

Carmen, eine statuenhafte, eindrucksvolle Afrikanerin, war mittlerweile wieder hinuntergestiegen und strich sich das mit einem Leopardmuster bedruckte Kostüm glatt – das gleiche Kostüm, in dem Albert jetzt vor ihr auftauchte. Carmen musterte den kleinen, untersetzten Albert kurz von Kopf bis Fuß, als wolle sie fragen: Das soll nun an meiner Stelle auftreten?

»Es tut mir so leid«, sagte Albert und meinte es ehrlich.

»Ganz sicher tut es das«, entgegnete Carmen mit höhnischem Grinsen. Sie machte auf dem Absatz kehrt und stürmte davon. Albert seufzte sein bestes ›Joan-Crawford-Seufzen‹ und begann, die Stufen hinaufzusteigen. Cyril betätigte einen Schalter, worauf das restliche Bühnenlicht erlosch.

Armand ging auf die Bühne und trat vor ein freistehendes Mikrofon. Er wartete einen Moment, bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, dann sah er auf das erwartungsvolle Publikum hinab, das sich wie ein Meer aus gutem Willen vor ihm ausbreitete. Er versuchte, die Gesichter, den Geruch, die Körperhaltungen möglichst rasch in sich aufzunehmen; so lange hatte er auf diese Leute gewartet, daß er sie jetzt, da sie hier waren, so ungemein faszinierend fand wie einen lange entbehrten Liebhaber, der endlich von der See zurückgekehrt war. In Momenten wie diesem verstand er beinahe das unbändige Verlangen und die große Angst, die in Starinas verwirrtem Kopf so hart um die Oberhand rangen.

»Meine Damen und Herren«, sagte er und lächelte wie ein stolzer Vater. »Die großartige, die einzigartige, die unvergleichliche – *Starina!*«

Der folgende Applaus klang wie ein Wasserfall, wie Hagel auf einem Blechdach oder wie tausendfaches Hufgetrampel auf Straßenpflaster. Armand, darüber erschrocken wie jedesmal, rannte von der Bühne, während hinter ihm Beatrice und Dante (die sehr viel muskulöser waren, als ihr Verhalten glauben machte) die Treppe auf die Bühne rollten.

Anschließend betätigte Cyril erneut einen Schalter, worauf ein Suchscheinwerfer allein die unterste Stufe der Treppe beleuchtete. Im Zeitlupentempo kletterte das Licht die Stufen hinauf, eine nach der anderen, immer höher, bis ein Paar Leopardenstiefel sichtbar wurde, das bis zu den Oberschenkeln reichte, dann Leopardenhandschuhe, die einen Leopardenmuff

hielten, und schließlich Starinas lebhaftes, freudig erregtes Gesicht unter einem Leopardenhut.

»Hallo«, flötete Starina mit honigsüßer Stimme. »Ich war auf Safari.« Sie schwenkte den Muff zu ihren Stiefeln hinab.

»Gefällt er euch?... Nun seht mich nicht so an! *Ich* habe ihn nicht getötet. Er starb. Und hinterließ mir *alles*.«

Das Publikum lachte anerkennend, während Starina mit einstudierter Anmut die Treppe hinabstieg. »Hallo, Liebling«, sagte sie und spähte ins Publikum. »Bist du auch wieder da? Wie entzückend! Oh, seht euch diese Zähne an. Du mußt ein Kennedy sein.«

Stärkeres Gelächter; zumindest aus einer Kehle drang ein kräftiges Johlen. Starina bezog jetzt das gesamte Publikum in ihr Blickfeld ein.

»Wo ist das bewundernswerte Paar, das heute seinen Hochzeitstag hier feiert?«

An einem Tisch in der Nähe hob ein Pärchen in mittleren Jahren leichtsinnig vergnügt die Hände.

»Ich gratuliere, meine Süßen«, sagte Starina, mit den Fingern in die Richtung der beiden wedelnd. »Vielleicht habe ich bald auch etwas zu feiern. Ich glaube, ich habe den Richtigen gefunden – und er ist kein weißer Jäger, auch nicht der prachtvolle Pilot, der mich zum Sultan von Brunei geflogen hat, oder gar der Sultan selbst, dessen Namen ich Ihnen nicht verraten darf.« Noch mehr Gelächter. »Es ist nur ein Junge, der hinter der Theke im Supermarkt am Flughafen arbeitet.«

Sie hielt für einen neckisch-verschämten Moment inne, dann hob sie das Mikrofon an ihre Lippen und begann zu singen: »*Ich kannte einen Verkäufer, nichts Aufregendes...*«

Armand stand am Bühnenrand und beobachtete sie – beobachtete Albert. Es war verblüffend: Die Launen und der Zorn waren verschwunden, als hätte es sie niemals gegeben, und Starina befand sich in einem urtümlichen

Energieaustausch mit ihrer Zuhörerschaft. Zuhörerschaft? – Ministranten war der treffendere Ausdruck! Denn trotz der eher lächerlichen Figur, die Starina in ihrer Leopardenaufmachung abgab, hatte sie kaum fünf Worte an das Publikum gerichtet, als es bereits vollkommen ihr gehörte und sie als seine heidnische Gottheit verehrte.

Armand nickte anerkennend; dann, in dem sicheren Gefühl, daß Starina und ihre Anbeter sich für einige Zeit gegenseitig gefangenhalten würden, trat er zurück und begann, sich in Richtung der Tür zu orientieren, die zu der obenliegenden Wohnung führte. Er erstarrte nur einmal in seiner Bewegung, als Starina sich umdrehte und eine der Liedzeilen an ihn zu richten schien. Als sie sich wieder abwandte, huschte er in die Dunkelheit und schaffte es auf Anhieb bis zur Tür, wo er aber noch einmal aufgehalten wurde, weil Carmen sich ihm in den Weg stellte. Es war unverkennbar, daß das Mädchen Tränen der Wut zurückhielt.

»Ich wollte«, sagte Carmen, »nur in aller Ruhe und Bescheidenheit anmerken, daß es nicht fair ist, mich alle Vorbereitungen treffen zu lassen, um Starinas Nummer zu übernehmen, und sie mir dann wieder wegzunehmen, weil Albert sich doch noch dazu herabläßt, seinen Arsch zu bewegen.«

Armand spürte einen Funken Zorn in sich aufblitzen. »Wage es nicht, so von Albert zu sprechen«, stieß er zwischen zusammengepreßten Zähnen hervor. Aber sofort fügte er besänftigend hinzu: »Trotzdem hast du vollkommen recht.« Er wandte sich ab und sprang die Treppen hinauf.

Carmen starrte ihm nach, die Hände in die Hüften gestemmt und mit einer Miene, die äußerste Verwirrung ausdrückte.

4. Kapitel

Er war mit knapper Not entkommen, aber nur für kurze Zeit. Früher oder später würde Armand etwas tun müssen, um Carmen zufriedenzustellen – ganz zu schweigen von Lola, Kiko, Wilhelmina und all den anderen Mädchen, die unter Starinas Allüren litten. Sicherlich war Starina die Attraktion des Birdcage, nur eine kleine Berühmtheit zwar, aber dennoch eine Berühmtheit. Doch die anderen Mädchen begannen, mit der Zeit ihre eigenen Fans zu gewinnen, und Armand spürte, daß nicht nur sie selbst, sondern auch die Gäste ihn bedrängten, den Mädchen mehr zu tun zu geben. Deshalb hatte er die Idee mit der dritten Show am Samstag gehabt; aber würde er Albert je davon überzeugen können, bei einem Auftritt auszusetzen?

Er schüttelte sich bei dem Gedanken an den bevorstehenden Krach; dann kam er am Ende der Treppe an und schloß sich dankbar in die Wohnung ein.

Agador war dort, noch immer in seinen Leopardenshorts, aber er trug jetzt eine von Alberts roten Echthaarperücken, die sich über ihm auftürmte wie ein karminroter Grabstein. Er befand sich auf dem Balkon und hielt einen Korb an seine Hüfte gepreßt, während er Wäsche von der Leine pflückte und dabei verzückt die Lippen zu Starinas Nummer bewegte.

Armand zog seine Aufmerksamkeit auf sich, als er die Wohnung durchquerte. »Häng die Wäsche ab«, rief Armand. »Hol dann den Weißwein aus dem Kühlschrank und stell ihn in den Kübel. Dazu zwei Gläser. Danach kannst du dir den Abend freinehmen.«

Agador schob seine Hüfte mit dem Wäschekorb noch weiter hinaus. »Warum behandelst du mich wie einen Diener?«

»Weil du mein verdammter Hausjunge bist.«

»Ich bevorzuge den Ausdruck ›Zofe‹. Das erinnert mich an Jean Genet.«

»Von mir aus bevorzuge, was du willst. Du weißt, was du bist. Beeil dich!«

Agador schürzte stolz seine Lippen. »Mein Vater war der Schamane seines Stammes, weißt du, und meine Mutter eine Hohepriesterin.«

»Dann war es verdammt dumm von ihnen, nach New Jersey zu ziehen.«

»Das war es, nicht wahr?« Agador schob den Wäschekorb auf die andere Hüfte und fuhr fort, die Wäsche abzuhängen. »Aber sie wollten Karriere machen. Wann darf ich dir wieder etwas vorsingen?« Er warf sich in eine theatralische Pose.

»Sobald du Talent hast«, antwortete Armand abweisend. Er sah sich in der Wohnung um und prüfte, ob sie vorzeigbar war. Als sein Blick wieder auf den Balkon fiel, bemerkte er, daß Agador noch immer dort stand. »Nun mach schon«, sagte er. »Und nimm Alberts Perücke ab, sonst sage ich ihm, daß du sie heimlich aufsetzt.«

Agador kniff die Augen zusammen und wandte sich der Treppe zu. Einen feurigen Blick in Armands Richtung werfend, sagte er: »Dann sage ich ihm, daß du dich mit jemand anderem triffst, während er auf der Bühne steht, du *Widerling*.«

Armand überlegte kurz, ob er auf diesen Erpressungsversuch eingehen sollte, doch er wußte, daß man eine Königin nur loswerden konnte, wenn man ihr das letzte Wort ließ. Und jetzt war es wichtig, Agador loszuwerden. »*Verschwinde!*« zischte er ihn an.

Agador warf stolz den Kopf in den Nacken, ließ den Korb mit Wäsche achtlos zu Boden fallen und machte, übertrieben mit den Hüften wackelnd, einen respektlosen Abgang.

Mit drohend erhobenem Zeigefinger rief Armand hinter ihm her: »Und schließ die Vordertür nicht ab, wenn du gehst.«

Dann eilte er ins Schlafzimmer, schlüpfte aus seinem Jackett und setzte sich an den Schminktisch. Hektisch begann er, Make-up aufzulegen.

Von unten hörte er, wie Starina weiter ihre Sprüche klopfte. Die einzelnen Worte waren nicht immer zu verstehen, aber Armand hatte diesen Rhythmus schon so oft gehört und das Gelächter an den immer gleichen Stellen so oft vernommen, daß er ganz genau wußte, was sie soeben sagte.

»... Das nächste Lied ist eine Hymne an die Liebe. Mit anderen Worten, eine Hymne an ihn.« Er malte sich aus, wie Starina von der Bühne aus auf einen attraktiven jungen Mann im Publikum zeigte (während der fragliche junge Mann unter Garantie vor Scham bis über beide Ohren rot wurde). »Oder vielleicht – an ihn.« Sie zeigte wahrscheinlich auf einen anderen traumhaften Jüngling. Das Publikum kicherte, wie erwartet. »Oder – *gütiger Himmel* – an ihn!« Stärkeres Gelächter. Dann: »Laßt es uns eine Hymne an sie nennen, von mir an euch.« Ein Tusch. »Vielleicht machen wir daraus später ein Musikquiz.« Noch mehr Gelächter. »Sollte irgend jemand den Text kennen, darf er gerne mitsingen.« An diesem Punkt stellte sie einen Fuß auf einen Stuhl und stützte einen Arm auf das Bein: die Marlene-Dietrich-Pose. »Diejenigen, die den Text nicht kennen, brauchen nur auf meinen Oberschenkel zu schauen, ich habe ihn dort aufgeschrieben, damit ich ihn nicht vergesse. Mittlerweise dürfte er auch in den hinteren Reihen gut zu lesen sein.« Allgemeine Heiterkeit; dann ein orchestrales Vorspiel zu einem französischen Lied, dessen Titel Armand sich nie merken konnte.

Als er sich fertig geschminkt hatte, betrachtete er sein Gesicht aus verschiedenen Winkeln. Nicht schlecht, dachte er. Einige der schlimmsten Krähenfüße hatte er eliminiert. Er sah beinahe wieder wie vierzig aus. In der Tat, wenn er seinen Kopf in einer bestimmten Pose hielt, die Nase im Spiegel leicht in Zwei-Uhr-Stellung neigte, hätte er gut und gern für fünfunddreißig, höchstens sechsenddreißig durchgehen können. Bis auf die grauen Strähnen in seinem Haar. Aber manche Männer hatten auch schon mit dreißig graue Haare, oder etwa nicht? Sie jetzt noch zu färben kam nicht in Frage, dazu war er zu bekannt. Er würde vom Klatsch bei lebendigem Leibe aufgefressen werden. Und Albert erst! – Albert würde ihn gnadenlos bis zum Jüngsten Tag damit aufziehen. Es wäre besser, die Haare ganz kurz zu schneiden, als sie zu färben.

Er neigte seinen Kopf wieder nach vorn, und plötzlich fielen die Jahrzehnte an ihren Platz zurück. Er seufzte, stand auf und zog das Jackett wieder an. Während er erneut einen panischen Blick auf seine Armbanduhr warf und Starina unten ihre französische Nummer sang, eilte er aus dem Schlafzimmer. Er vergewisserte sich kurz, ob Agador auch wirklich gegangen war und den Wein wie befohlen bereitgestellt hatte. Er begann, hektisch mit den Kerzen im Zimmer herumzuhantieren. Sie sollten sein Gesicht im freundlichsten Licht erscheinen lassen.

Es war so albern, all diese Mühen auf sich zu nehmen, nur um Val zu beeindrucken – nach all den Jahren! Als ob es jetzt noch von Bedeutung wäre, wie er aussah. Als ob...

»Hallo.«

Armand drehte sich um. Dort stand er in der Tür: Val. Bei seinem Anblick ging ihm das Herz auf; der Anflug von Liebe überwältigte ihn regelrecht. Armand eilte auf Val zu, um ihn zu umarmen.

Sie hielten sich für einen kurzen Moment in den Armen, dann schob Val Armand sanft von sich. Er lächelte und entblöbte

vollkommene, strahlend weiße Zähne. Seine Haut wirkte wie eine makellose Fläche aus Frühlings Schnee. Und die Augen! – In seinen Augen tanzten Engel.

»Du siehst immer besser aus«, sagte Armand, um den Jungen nicht durch allzu überschwengliche Komplimente in Verlegenheit zu bringen.

Val zuckte mit den Schultern. »Danke, du auch.«

»O nein«, wehrte Armand ab. Dann trat er zurück und nestelte an seinem Hosenbund herum. »Findest du wirklich? Ich fühle mich so aufgedunsen.« Er warf einen verstohlenen Blick auf sein Spiegelbild in der Glastür. »Findest du wirklich, daß ich gut aussehe?«

Val war eindeutig daran gewöhnt, keinen Zweifel an dieser Feststellung zu lassen. »Ganz große Klasse. Ehrlich!« Er betrat die Wohnung und machte es sich bequem.

Armand strahlte ihn an. »Du bist süß.« Er wandte seine Aufmerksamkeit wieder seinem geliebten Jungen zu und sagte: »Es freut mich, daß du dir die Haare wachsen läßt.« Dann fügte er in einem Anflug von Verantwortungsbewußtsein hinzu: »Hast du etwas gegessen?«

»Mir geht's gut, alles in Ordnung.« Val hatte sich in eines der flauschigen Sofakissen sinken lassen.

»Möchtest du etwas trinken?«

»Bier, wenn du welches hast.«

Armand warf den Kopf zurück. »Nein, habe ich nicht. Wo wir schon vom Aufgedunsensein reden – Weißwein?«

Val hob die Schultern. »Prima.«

Armand nahm den Weißwein aus dem Kübel. »Côtes-du-Rhône. Ich hoffe, du bist einverstanden. Etwas anderes habe ich nämlich nicht.« Er lachte fröhlich und drückte den Korkenzieher in den Flaschenhals.

Während Armand mit dem Korken kämpfte, lauschte Val nervös Starinas grummelndem Gesang, der aus dem Club nach

oben drang. »Seit wann ist Albert draußen?« fragte er mit ängstlichem Unterton.

Armand zog den Korken aus der Flasche und lächelte. »Es ist erst seine zweite Nummer. Und Agador habe ich den Abend freigegeben. Wir sind also ganz allein! Wie gewünscht.« Er stellte den Wein auf dem Tisch vor dem Sofa ab und rückte zwei Gläser zwischen Val und sich zurecht. »Seit wann magst du Bier?«

Val beugte sich vor und faltete die Hände. »Paß auf, Pop. Ich muß dir etwas sagen.«

Armand, im Begriff einzuschenken, hielt inne. »Ja?«

»Und ich möchte nicht, daß du so wirst... wie du eben immer wirst.«

Armand wurde plötzlich von einem Gefühl großer Furcht ergriffen. Er packte sich an die Brust. »O mein Gott!«

Val atmete tief ein und sagte: »Ich werde heiraten.«

Die Zeit stand still.

»Hallo?« fragte Val.

Armand antwortete mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen: »Ja...«

Val zuckte mit den Schultern und erklärte: »Ich wollte es dir nicht am Telefon sagen.« Da Armand nicht reagierte, nahm er ihm die Flasche aus der Hand und begann, den Wein einzuschenken. »Es ist ein Mädchen.« Er fühlte, daß er dies irgendwie klarstellen mußte, obgleich er nicht sagen konnte, warum. »Ich habe sie in der Schule kennengelernt. Sie ist ein wunderbares, ein wirklich großartiges Mädchen...« Er reichte Armand ein gefülltes Glas. »Macht's dir was aus?«

Armand leerte das Glas in drei gewaltigen Schlucken. »Ja«, brachte er keuchend hervor. »Aber laß mich dir sagen, warum.« Er setzte sich Val gegenüber und füllte sein Glas nach. »Zunächst einmal, du bist erst zwanzig...«

Val schüttelte den Kopf. »Sieh mal, Dad, ich weiß, daß ich noch jung bin – aber du hast selbst immer gesagt, ich sei ein sehr vernünftiger Junge. Und das bin ich tatsächlich. Ich bekomme ständig Jobangebote. Ich weiß, was ich aus meiner Zukunft machen will.« Er senkte den Kopf und zwinkerte Armand verschmitzt zu. »Und ich habe ein unglaubliches Vorbild.«

»Oh, *bitte*.« Armand hätte den Jungen für diesen unverfrorenen Beeinflussungsversuch ohrfeigen mögen. Wenn er nur nicht diesen genau richtigen Ton getroffen hätte!

»Es ist wahr! Ich bin der einzige Typ in meiner Clique, der nicht aus einem zerrütteten Elternhaus stammt.«

Trotz allem fühlte Armand, wie ein Anflug von Verlegenheit ihm unter dem Make-up zusätzlich die Wangen rötete. »Hör endlich auf, mir zu schmeicheln! Das ist gemein.« Er wandte sich ab und fürchtete, gleich in Tränen ausbrechen zu müssen. »Also«, fuhr er fort, »diese... die ganze Sache ist ein Scherz, nicht wahr? Es kann nur ein Scherz sein. Gestern warst du noch dieses kleine, dicke Ding in Windeln, das mit seinem ›Quack-Quack‹ die Rutsche runterrutscht...« Er lächelte traurig und wandte sich wieder Val zu. »Erinnerst du dich noch an ›Quack-Quack‹?«

Val nickte unbehaglich; ganz bestimmt hatte er gehofft, die Situation würde weniger rührselig werden, als sie es jetzt war.

Armand legte eine Hand ans Kinn. »Ich glaube, Albert könnte ›Quack-Quack‹ noch irgendwo haben... vielleicht in der Kiste mit Sachen, die er aufgehoben hat. Deine Zeugnisse und alle deine Zeichnungen. Deinen ersten kleinen Dior-Anzug.« Er riß sich aus seinen Träumereien und starrte seinen Sohn mit unverhohlener Trauer an. »Und jetzt willst du heiraten.«

»Bist du einverstanden, Dad?«

Armand sah ihn hoffnungsvoll an. »Spielt das eine Rolle?«

»Ja«, rief Val plötzlich heftig und mit einer Impulsivität, die nur jungen Menschen eigen ist. »Ich möchte hören, wie du sagst, daß du einverstanden bist, bevor Albert heraufkommt und zu schreien anfängt.«

In dem Moment, da Armand mit einem Quentchen Macht ausgestattet war, konnte er nicht widerstehen, sie auszuüben. »Das werde ich nicht«, sagte er in verletztem Stolz. »Ich *kann* nicht! Es ist *zu* verrückt. Wenn du das tust, bist du auf dich allein gestellt. Zu mir brauchst du nicht zu kommen und um Hilfe zu bitten. Ich will mit all dem *nichts* zu tun haben.« Er verschränkte die Arme und wandte den Blick ab.

Ein peinlicher Moment verstrich. Dann schlug Val die Handflächen auf seine Oberschenkel und sagte: »Okay. Also dann...« Er stand auf, nahm seine Jacke und sagte: »Leb wohl, Dad.«

»Leb wohl. Komm her!« Armands Meinungsänderung hatte nicht einmal die Dauer eines Herzschlags in Anspruch genommen. Er sprang auf die Füße und begrub Val in seinen Armen. »Du kleiner Narr! Als würde ich dich gehen lassen.«

»Dann... dann bist du also einverstanden?« gelang es Val, unter der Umarmung hervorzubringen.

»Ja, ich bin einverstanden!« Er ließ seinen Sohn los, hob sein Glas in die Höhe und sagte: »Leg deine Jacke wieder hin und laß uns auf diese Katastrophe trinken.« Als er Vals besorgten Blick bemerkte, fügte er hinzu: »Ich mache Spaß. Ich bin einverstanden, ich *schwöre* es.« Weil Val noch immer nicht gänzlich überzeugt wirkte, hielt Armand es für besser, ein über alle Zweifel erhabenes Interesse an den Tag zu legen. »Wie heißt die junge Dame?«

Vals Gesichtsausdruck änderte sich schlagartig. Sein Lächeln nahm die Breite einer Reklamefläche an, und sein Blick verklärte sich.

In eher beschwörendem als informierendem Ton antwortete er: »Barbara...«

5. Kapitel

»Barbara, bist du verrückt?«

Es war eine rhetorische Frage; Kevin Keeley, Senator von Ohio, hatte sich seit langem auf rhetorische Fragen spezialisiert. Sätze wie ›Glaubt mein geschätzter Kollege etwa, daß Mütter, die von der Fürsorge leben, unfähig sind, für sich selbst aufzukommen?‹ und ›Sind wir nicht eine Nation handfester Individualisten?‹ und ›Ist die allgemeine Wehrpflicht tatsächlich ein zu hoher Preis für die Freiheit?‹ gingen ihm leicht über die Lippen, und sie alle erheischten – und bewirkten – nicht Antworten, sondern Applaus. Selbst jetzt, als der entrüstete Abgeordnete seine hinreißend schöne Tochter ansprach, erwartete er... nun nicht unbedingt, daß sie ihm applaudierte, aber zumindest, daß sie aus Respekt vor seiner Empörung und seiner Autorität wieder zu Sinnen kommen und einlenken würde.

»Ich wiederhole: Bist du verrückt? Das kommt überhaupt nicht in Frage. Du kannst nicht heiraten. Du bist noch nicht mal achtzehn!«

Die Frau des Senators rang ihre Hände; eine Kunst, die sie so meisterlich beherrschte wie ihr Mann die Technik des rhetorischen Fragens. »Wer ist der Junge, Barbie?« fragte sie. »Wann hast du ihn zuletzt gesehen?«

»Bitte nenn mich nicht Barbie«, forderte Barbara zum wahrscheinlich trillionstenmal. Sie hatte nicht erwartet, daß ihre Eltern die Nachricht ihrer Verlobung freudig aufnehmen würden, aber deren Einwände erschienen ihr diesmal noch krankhafter als sonst. In Barbaras Augen waren sie, kaum hatten sie die Neuigkeit erfahren, auch schon in die Luft

gegangen. Was allerdings nicht hieß, daß sie davor ein paar Jahre lang gelassen in sich geruht hätten.

Barbara seufzte und versuchte, eine ruhige, friedliche Stelle in ihrem Innern zu finden und diese Friedfertigkeit wie eine psychische Welle nach außen zu verströmen. »Das letzte Mal habe ich ihn heute nachmittag gesehen«, antwortete sie mit ruhiger, selbstsicherer Stimme. »Um zwei Uhr. Wir schlafen jetzt seit einem Jahr miteinander.« Warum hatte sie diesen Satz hinzugefügt? Um dem, für ihre Eltern ohnehin schwer zu schluckenden Cocktail, eine Prise Böswilligkeit beizumischen? Jetzt jedenfalls war es heraus, und es lohnte sich nicht, zerbrochenem Glas hinterherzuweinen.

»Allmächtiger Gott!« rief der Senator aus und fiel hart auf einen Stuhl. »Hat er sich testen lassen?«

Mrs. Keeley griff sich an die Kehle. »Kevin!«

Barbara nahm die Herausforderung an. »Jawohl!« sagte sie, um jeder Diskussion über die Rechtmäßigkeit der Frage zuvorzukommen. »Er hat sich testen lassen, und ich auch.«

Mrs. Keeley schrie auf und sackte gleichfalls auf einen Stuhl. Die Abfolge wirkte irgendwie sonderbar: Normalerweise pflegte, wer einen Schrei ausstieß, anschließend nicht auf seinen Sitz zu sinken, sondern aufzuspringen; aber Mrs. Keeley würde diese Dinge immer falsch machen. Ihr Mann und ihre Tochter sahen sie verärgert an, dann kehrten die beiden zu ihrer Auseinandersetzung zurück.

»Sieh mal«, sagte der Senator, »das muß einfach bis nach der Wahl warten. Ich kann so etwas jetzt nicht gebrauchen.« Er hob eine Hand wie Pontius Pilatus.

Barbara sah ihn an, als hätte sie kein Wort verstanden.

Mrs. Keeley, aus ihrem Schaden offenbar noch nicht klug geworden, mischte sich wieder ein: »Woher kommt dieser junge Mann, Barbie...ra?« Sie räusperte sich. »Wer ist sein Vater?«

Barbara betrachtete die Ränder ihrer Fingernägel. Wenn sie wirklich die Erwachsene war, als die sie behandelt werden wollte, dann war jetzt der Zeitpunkt gekommen, es zu beweisen. Sie würde ihnen geradewegs in die Augen sehen und erklären: Sein Vater ist ein jüdischer Homosexueller namens Armand Goldman, der einen Transvestitenclub außerhalb von Miami betreibt. Irgend etwas sagte ihr jedoch, daß dies ein taktischer Fehler wäre; sie sollten sich in kleinen Schritten an den Gedanken gewöhnen. *Erster Schritt*: Barbara heiratet. Und dann, wenn sie sich daran gewöhnt hätten, wie Menschen sich an den Verlust eines Körperteils oder an eine eiserne Lunge gewöhnten – *Schritt zwei*: Ihr zukünftiger Schwiegervater gehörte zum Stamme Abrahams. An Schritt drei wagte sie jetzt noch gar nicht zu denken...

Sie sah zu ihnen auf, in ihre erwartungsvollen, ernsten Gesichter. »Sein Vater ist...in der Kunstszene.«

»Ah, die Kunst«, entgegnete Mrs. Keeley hoffnungsvoll, aber in Erwartung weiterer Informationen.

»Ja«, bestätigte Barbara erstaunt darüber, wie gelassen sie ihnen ins Gesicht log. »Im Konsulat.« Weil ihre Eltern sie weiterhin erwartungsvoll ansahen, fügte sie rasch hinzu: »Im Konsulat für kulturelle Künste.«

»Wirklich?« fragte Mrs. Keeley, die eindeutig zu stolz war, um weitere Informationen über eine Organisation zu verlangen, die einen derart wohlklingenden Namen trug. Sicher mußte sie schon davon gehört haben.

Ihr Mann litt nicht unter einem solchen Mangel an Selbstsicherheit. »Sind das nicht die Leute, die die Mapplethorpe-Ausstellung finanziert haben?«

»Nein, nein«, wehrte Barbara ab. »Er ist... äh... Kulturattaché in Griechenland.«

»Wirklich?« wiederholte Mrs. Keeley, diesmal mit mehr Begeisterung.

Aber der Senator ließ sich durch Beziehungen nach Europa weniger leicht beeindrucken als seine Frau. »Kulturattaché?« fragte er. »Was zum Teufel ist das?«

Seine Frau zischte ihn an, ruhig zu sein, und wandte sich an Barbara: »Das... das ist ein diplomatischer Posten, nicht wahr, Liebling? Beinahe so etwas wie ein Botschafter, richtig? Ich frage mich, ob wir Melina Mercouri dazu bringen könnten, zur Hochzeit zu kommen. Sie lebt doch noch? Zu schade, daß fast alle Onassise – oder Onassisi? – schon tot sind. Wie alt ist ihr kleines Mädchen jetzt? Wie heißt sie doch gleich? Irgendwas mit A.«

»Um Himmels willen«, rief der Senator, »wir wollen keine ›Onassisi‹ auf der Hochzeit unserer Tochter, besonders dann nicht, wenn sie erst zwölf Jahre alt sind. Nimm zum Teufel noch mal Vernunft an!«

Mrs. Keeley wurde rot, dann fragte sie Barbara: »Was macht denn seine Mutter?«

Barbara dachte: Seine Mutter ist ein Mann mittleren Alters, der unter dem Namen Starina im Cabaret auftritt, aber als sie ihren Mund öffnete, hörte sie sich sagen: »Sie ist Hausfrau.«

Mrs. Keeley lehnte sich zurück und lächelte. »Also, das klingt wirklich gut, nicht wahr, Kevin?«

Der Senator blickte finster drein. »Ich will jetzt nicht darüber sprechen.«

Sie wurden vom Klingeln des Telefons unterbrochen. Barbara, unsäglich dankbar für jede Gelegenheit, der Befragung zu entgehen, schnappte sich den Hörer. »Hallo?« meldete sie sich. Ihr Vater stand auf und kam in ihre Nähe.

Es war Val. »Hast du es ihnen gesagt?« fragte er.

Sie schwankte zwischen ja und nein, aber es war wichtiger, Val zu beruhigen, als ihm gerade jetzt die volle Wahrheit zu sagen. »Ja, ich habe es ihnen gerade erzählt«, antwortete sie.

»Ich auch«, sagte Val. »Mein Vater ist ganz aufgeregt. Er hält sein Glas hoch – sein drittes heute abend, stell dir vor – und...« Barbara hörte jemanden lachen: Vals Vater? »... prostet uns zu.«

Senator Keeley, frustriert, weil er nicht hören konnte, was am anderen Ende der Leitung über diese verworrene Familienangelegenheit gesprochen wurde, war unterdessen zu einem zweiten Telefonapparat hinübergewandert. Er drückte zwei Knöpfe, und plötzlich drang Vals Stimme quäkend aus dem eingebauten Lautsprecher.

»... ich gebe ihn dir mal«, sagte Val. »Dad?«

Während Vals Vater protestierte – »*Nein, nein, nein*« –, sagte Senator Keeley: »Ich dachte, seine Eltern seien in Griechenland.« Barbara, die erst jetzt bemerkte, was ihr Vater getan hatte, deckte die Sprechmuschel mit der Hand zu und zog die Mundwinkel nach unten. »Dad«, sagte sie und kräuselte verachtungsvoll die Lippen, »geh aus der Leitung!«

»Hallo, Barbara?« Das war Vals Vater. »Auf eure Zukunft!« Plötzlich drang aus dem Telefon das Geräusch von splitterndem Glas. »Mist! Es tut mir leid. Das sollte ein Trinkspruch auf euch beide werden, aber ich habe gerade mein Glas zerbrochen.«

Barbara schlug einen Ton an, der für ihre Eltern fröhlich und unverfänglich klingen sollte. »Das macht doch nichts! Es war nett, mit Ihnen zu sprechen. Ich bin sicher, wir werden bald noch mehr Gelegenheit dazu haben. Auf Wiedersehen!« Sie legte auf und wirbelte zu ihrem Vater herum. »Wie kannst du es wagen, mein Gespräch zu belauschen?«

Der Senator war nicht im geringsten beeindruckt. »Du sagtest, seine Eltern seien in Griechenland«, wiederholte er.

»Das sind sie auch«, gab sie trotzig zurück.

»Du hast diesen Jungen um zwei Uhr heute nachmittag gesehen, und jetzt ist er bei seinen Eltern in Griechenland?« Er

warf ihr einen Blick zu, der sagen sollte: Verkauf mich nicht für dumm.

Sie versuchte ihre aufkommende Panik zu unterdrücken. Er hatte sie in die Enge getrieben, und sie wußte es; und er wußte, daß sie es wußte. »Nein«, antwortete sie und gab vor, über seine Begriffsstutzigkeit verärgert zu sein. »Sagte ich Griechenland? Nein. Sie sind... sie sind zurück aus Griechenland. Sie verbringen den Winter in ihrem Ferienhaus. In South Beach.«

Mrs. Keeley blickte hoffnungsvoll. »Ist das so wie Palm Beach?«

Auf eine Lüge mehr kam es jetzt auch nicht mehr an. »So ziemlich«, improvisierte Barbara. »Es liegt ungefähr zwei Minuten von Fisher Island entfernt, das ist da, wo Jeb Bush wohnt.«

Mrs. Keeleys Augen leuchteten auf. »*Wirklich?*«

Barbara öffnete den Mund, um zu antworten, aber sie brachte es nicht übers Herz, dieses ›Wirklich‹ zu bestätigen. Letzten Endes waren es doch ihre Eltern. Plötzlich beneidete sie Val. Da seine Eltern sich sowieso am äußersten Rand der Gesellschaft herumtrieben, mußte er sie lediglich davon überzeugen, daß die Familie seiner Verlobten keine Ritualmörder waren.

6. Kapitel

Armand saß allein auf dem Balkon, betrachtete den unendlichen Sternenhimmel und dachte über den ewigen Kreislauf des Lebens nach: Babys wurden zu Männern, Männer zu Vätern, Väter zu... Es lohnte sich nicht, darüber nachzudenken – nicht für jemanden, der aus bestimmten Winkeln und im richtigen Licht noch immer wie vierzig aussah. Oder sogar wie sechsunddreißig. Dennoch fand er den Anblick des Himmels beruhigend; das Firmament war unveränderlich, unvergänglich. Eines Tages würde Val den gleichen Sternenhimmel betrachten, nachdem ihm sein eigener Sohn seine Verlobung mitgeteilt hätte, und ebenfalls ins Grübeln geraten. Das ist der universelle Lauf der Dinge. Wir bewegen uns, wirbeln herum, doch hoch über uns herrscht – Ruhe.

Unter Armand herrschte allerdings wenig Ruhe; der Boden begann unter donnerndem Applaus zu beben. Er atmete tief durch und kehrte langsam in die Gegenwart zurück.

Zweifelsohne hatte Starina ihren heutigen abendlichen Auftritt beendet, und das konnte nur bedeuten, daß Albert jeden Moment zur Tür hereinstürzen würde.

Armand blickte erwartungsvoll über seine Schulter. Erst jetzt bemerkte er die Überreste des zerbrochenen Weinglases auf dem Boden. Er hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht aufzuräumen. Egal, momentan zählte nur, daß er sich ein neues Glas aus dem Schrank genommen hatte. Er trank einen letzten Schluck des Côtes-du-Rhône und stützte sein Kinn mit der Hand.

Dann hörte er Alberts unverkennbares Getrampel auf der Treppe. Diese lächerlichen Leopardentiefel! Armand mußte ein Kichern unterdrücken und merkte, daß er ziemlich betrunken war.

Die Tür flog auf, und die verschwitzten, abgeschliffenen Überreste der großen Starina torkelten in die Wohnung.

Albert blickte in einem Anflug von Panik um sich, bevor er Armand auf dem Balkon bemerkte, das Weinglas in der Hand und Vals Glas auf dem Tisch neben der leeren Flasche. Er streckte seinen leopardengewehrten Arm aus, zeigte mit einem dolchartigen Fingernagel auf Armand und rief in hervorragender Schau gestellter Empörung: »Ah-ha!«

Armand, der wußte, daß es nutzlos war, sagte dennoch: »Warte...«

Albert ergriff eine Keramikvase und schleuderte sie nach Armand, der sich, um Alberts geringe Zielsicherheit wissend, nicht einmal duckte. Tatsächlich krachte die Vase gut einen Meter neben ihrem Ziel an den Türpfosten.

Ohne sich an dieser miserablen Leistung zu stören, stampfte Albert mit dem Fuß auf und kreischte: »*Wer ist er?*«

Armand zuckte zusammen und hob die Hand. »Hör auf zu schreien! Es ist Val. *Val!*« Albert hatte die Szene offensichtlich zu sehr genossen, so daß er Armand jetzt nicht nur mißtrauisch, sondern mit einem Anflug von Enttäuschung ansah. Armand sagte: »Er ist in seinem Zimmer. Sieh nur nach, wenn du mir nicht glaubst.«

Albert entspannte sich mit einem Mal, und auf seinem Gesicht breitete sich ein spitzbübisches Lächeln aus. Der liebe Val war hier? Er drehte sich um, lief auf Zehenspitzen zu Vals Zimmer am Ende des Flurs und schlüpfte hinein.

Val lag in der Mitte des Bettes, das Laken bis zum Kinn hochgezogen, und falls die Augen des Jungen ein klein wenig zu fest zugekniffen waren, um normal zu wirken, so bemerkte

Albert es jedenfalls nicht. Von der Schönheit seines geliebten Jungen beinahe körperlich bewegt, biß er sich auf die Unterlippe und schlug sich an die Brust. Dann streckte er seine Hand aus und strich ihm eine Haarsträhne aus der Stirn. Zuckte Val dabei zusammen? – Nein, nein; natürlich nicht. Er schlief.

Albert faltete die Hände und seufzte glücklich; dann drehte er sich um und sah die überall auf dem Boden verteilten Kleidungsstücke. In liebevoller Verärgerung schüttelte er den Kopf, hob nacheinander die einzelnen Teile, vom Flanellhemd bis zur Boxershorts, auf, und schlich wieder in die eigentliche Wohnung zurück.

»Seine Haare sind so *lang*«, gurrte er, als er wieder in Armands Hörweite war.

»Ja«, bestätigte Armand, der unterdessen den Balkon verlassen hatte und jetzt den Rest Wein aus Vals Glas trank.

»Warum ist er hier?« wollte Albert wissen, während er die Kleider in einen Deckelkorb fallen ließ. »Hat er es dir gesagt?«

»Nein«, log Armand. Er stellte das jetzt leere Glas ab und wechselte sofort das Thema. »Wie war dein Auftritt?«

»*Fantastisch!* Ehrlich, Armand.« Leicht schmollend fügte er hinzu: »Du hättest Val nach unten bringen sollen, damit er es sich ansieht!« Er kniete nieder, zog Vals Koffer auf seinen Schoß und öffnete ihn. »Es ist so lange her, seit er meinen Auftritt... großer Gott, sieh dir diese schmutzigen T-Shirts an! Die müssen unbedingt gewaschen werden.«

Armand ging in Richtung Schlafzimmer. »Er wollte dich überraschen, aber er war zu müde. Und ich bin, ehrlich gesagt, auch sehr müde. Gute Nacht, meine Königin.«

»Gute Nacht«, wiederholte Albert munter. Er konzentrierte sich jetzt darauf, Kleidungsstücke zu sortieren. »Also wirklich«, murmelte er, »es sieht so aus, als hätten die dort in seinem College überhaupt keine Möglichkeit, Wäsche zu waschen.«

Innerhalb weniger Minuten hatte Albert eine Waschmaschinenladung schmutziger Wäsche aussortiert und sah sich nach dem Wäschekorb um. Eine kurze Suche ergab, daß der sich noch auf dem Balkon befand und Agador nicht alle Hemden von der Wäscheleine genommen hatte. Der dumme, liebe Agador! Albert brachte den Korb nach drinnen, füllte ihn mit Vals Kleidungsstücken und stopfte danach so viele wie möglich in die Waschmaschine. Nachdem er einen guten Becher voll Waschmittel dazugegeben hatte, setzte er die erste Ladung in Bewegung.

Er kehrte auf den Balkon zurück und begann vorsichtig, die Hemden abzunehmen, die Agador hängen gelassen hatte. In diesem Moment blies ein plötzlicher Windstoß eines der Hemden – noch dazu eines von Armands Smokinghemden – auf die Feuertreppe und zwei Stockwerke tiefer nach rechts.

»Ach *Gott*«, sagte Albert. Er sah, wie das Hemd flatternd am Geländer hängen blieb, und dachte: Dort wird es bestimmt nicht bis morgen früh auf Agador warten. Also kletterte er selbst vom Balkon aus über die Feuertreppe nach unten, um es zu holen. Gerade hielt er das Hemd in der Hand, als ein Auto um die Ecke bog und das Scheinwerferlicht ihn erfaßte. Albert hob geblendet eine Hand und verpaßte daher den Anblick, wie der Wagen gegen einen Laternenpfahl krachte und die Kühlerhaube sich geräuschvoll knautschte.

»Ekelhafte Trunkenbolde. Sollten nicht mehr auf der Straße sein«, spottete Albert, der bereits wieder zur Wohnung zurückkletterte. Augenblicke später taumelte der Fahrer aus dem Wagen und begann, indem er auf Albert zeigte, stotternd auf seinen benommenen Beifahrer einzureden. Erst jetzt wurde Albert bewußt, daß er noch immer Starinas Kostüm trug. Hatte er, weil er in seinen hochhackigen Stiefeln und mit Leopardschwanz auf der Feuertreppe herumkletterte, eine so verwirrende Erscheinung abgegeben, daß dadurch ein Unfall

entstanden war? Schuldbewußt stahl er sich in das Apartment zurück und legte das Leopardenkleid ab. Nachdem er sein unauffälliges Flanellnachthemd angezogen hatte, sah er rasch noch einmal nach Val, der jetzt Gott sei Dank viel entspannter schlief; ein nackter Fuß hing seitlich aus dem Bett und baumelte dicht über dem Fußboden, und der Junge schien leise zu schnarchen.

Viel zu aufgeregt, um ebenfalls schlafen zu gehen, setzte Albert sich hin und begann, eine Liste mit all den Dingen zu schreiben, die er am nächsten Morgen besorgen mußte, um Vals Überraschungsbesuch so angenehm wie möglich zu gestalten. Er fühlte sich glücklich und zufrieden, die Familie endlich wieder vereint zu wissen.

Eine Einkaufsliste, zwei Wäscheladungen und drei heimliche Blicke auf Val später kroch er neben Armand ins Bett, kuschelte sich an ihn und schlief so tief und fest wie seit Monaten nicht mehr; und das sogar ohne Opia Slumbra!

7. Kapitel

Am nächsten Morgen war Albert nach nur vier Stunden Schlaf schon wieder wach und geschäftig; unerklärlicherweise fühlte er sich frisch und ausgeruht. Er zog seine minzgrüne Lieblingsbaumwollhose, eine alte weiße Windjacke und ein Halstuch an, nahm seine Einkaufstasche aus Segeltuch und marschierte eine enge, zu beiden Seiten von Läden gesäumte Gasse hinunter – die alten Läden, die noch nicht durch die neuen, von Touristen bevorzugten teuren Geschäfte ersetzt worden waren.

Die Ladenbesitzer, allesamt alte Bekannte, grüßten ihn gutgelaunt. »Wir haben heute ein paar schöne Hummer, Albert!« – »Frische Mangos, heute morgen eingetroffen, Albert!« Und er hielt an jedem Laden an und kaufte das Beste, Frischeste und Erlesenste.

»Die Schokoladentrüffel sind noch warm«, sagte der gutaussehende alte Heraclio. »Soll ich ein Pfund davon zur Seite legen?«

»Zwei Pfund«, entgegnete Albert stolz und reckte zwei Finger in die Luft, »der Frischling ist zu Hause!«

In Alfredos Lebensmittelladen lächelte Alfredos Sohn Martin sein breites Lächeln und bat ihn herein. »He, Albert, wie geht's?«

»Gut, gut. Wie geht's dir, Martin? Hat der grüne Tee geholfen?«

»Fantastisch. Hat mich richtig durchgespült. Was kann ich für dich tun?«

»Ich möchte einen schönen, großen Braten. Val ist zu Hause!«

Martins Augen traten vor Überraschung aus den Höhlen. »Der Frischling! Ja wenn das so ist«, sagte er und schlug einen Ton an, der besagte, daß er heute ein besonderes Stück aussuchen würde. »Dann will ich mal sehen, was ich für einen halbwüchsigen Jungen Schönes habe...«

Das Bratenstück, das Martin abschnitt, war in der Tat sehr gut, von feiner Faserung und Farbe, und mußte wohl auch ein ausgezeichnetes Aroma verströmen, denn Albert wurde von einem sehr aufdringlichen Mischlingshund bis zu Marios Bäckerei verfolgt. »Räudiger Köter«, murmelte Albert, indem er den Laden betrat und den Hund aussperrte.

Drinnen suchte er einen riesigen Schokoladenkuchen mit Nußbutterüberzug aus.

»Möchten Sie, daß wir den Kuchen liefern?« fragte der stumpf blickende Angestellte.

»Ja, bitte. Und vergessen Sie nicht, ›Für meinen Frischling, von seiner Tante‹ obendrauf zu schreiben.«

Der Angestellte erwiderte: »Wie Sie wünschen«, machte sich aber keine Notiz. Albert zog mißtrauisch die Augenbrauen zusammen. Wo war Mario? Mario hätte sich eine Notiz gemacht.

Aber Albert entschloß sich, heute keine Szene aufzuführen; dazu war er zu glücklich. Er nickte und sagte: »Danke. Also gut, ich will zurück sein, bevor er aufwacht.« Dann bemerkte er ein Tablett mit kostenlosen Probierplätzchen neben der Registrierkasse und fügte hinzu: »Ich versuche nur eines hiervon, dann bin ich gleich weg.« Er nahm ein Plätzchen von dem Tablett und schob es sich gierig auf die Zunge. Augenblicklich wurde sein Geschmackssinn vom dunklen, schweren Aroma der feinen Schokolade umfungen. »Hmm!« schwärmte er. »Schokoschnecken. Einfach köstlich. Nun dann, auf Wiedersehen!« Der stumpfäugige Angestellte starrte ihn derart ungerührt an, daß Albert beschloß, alle guten Manieren

über Bord zu werfen. »Vielleicht nur noch ein Schneckchen. Es macht Ihnen doch nichts aus...?«

In der Zwischenzeit hatte Armand es endlich geschafft, sich aus dem Bett zu kämpfen, einen Morgenrock überzustreifen – der sich, wie er hätte schwören können, seiner erwehrte – und aus dem Schlafzimmer zu wanken. Sein Kopf dröhnte wie eine blecherne Kaffeekanne, in der sich ein Golfball befand. Der Rotwein und die verdammten Tannine! Zitternd zündete er sich eine Zigarette an und ging in Richtung Küche.

Agador stand an der Spüle, gewandet in einen farbenprächtigen Sarong. Armand ließ sich auf einen Stuhl am Tisch fallen und blinzelte mißmutig ins Sonnenlicht. Agador brachte ihm eine Tasse Kaffee.

Mit nur noch leicht zittriger Hand nahm er einen Schluck. Augenblicklich verzog er das Gesicht; eine Grimasse wie ein Croissant. »Was ist denn das? *Kaffeesatz?*«

»Ja«, bestätigte Agador mit sonnigem Sarkasmus. »Ich dachte, das wäre mal etwas anderes als einfach Kaffee.« Er beugte sich vertraulich nah zu Armand hinab und schnurrte: »Du hättest mir gestern abend sagen sollen, daß du dich mit Val triffst, du *Schlimmer*. Dann wäre ich nicht so frech gewesen.«

Armand wandte seinen Kopf, um zu antworten, und starrte direkt auf Agadors linke Brustwarze. »Wirst du dir wohl etwas anziehen!«

Agador schwenkte seine nackte Brust vor seinem Arbeitgeber hin und her. »Warum läßt du mich nicht in die Show? Hast du Angst vor meiner Guatemalteckischkeit?«

Armand legte die Stirn in Falten und schob den ungenießbaren Kaffee von sich. »Vor deiner *was?*«

»Meiner *Guatemalteckischkeit*. Meiner *Leidenschaft!*« Er stieß sein muskulöses Becken in Armands Richtung. »Fürchtest du,

ich könnte zu primitiv für deine kleinen Östrogenbomben sein?«

»Ja, richtig«, erwiderte Armand, änderte seine Meinung und zog den Kaffee wieder heran. »Deine Leidenschaft macht mir Angst.«

Agador zog eine Schnute. »Hättest du es abgestritten, hätte ich gewußt, daß du lügst.«

Armand riskierte einen weiteren Schluck. »Aber da ich es zugegeben habe?«

Agador überlegte einen Moment lang. »Ich glaube, das bedeutet auch, daß du lügst, mein Liebster.« Er zog sich eingeschnappt zurück.

Armand saß für eine Weile da und versuchte, das System byzantinischer Logik des Jungen nachzuvollziehen. Er war noch nicht weit gekommen, als Albert, beladen mit seinen Einkäufen, zur Tür hereinstürzte. »Juchhu! Hier bin ich! Die Einkaufsfrau!« trällerte er fröhlich. »Guten Morgen, Agador!«

»Guten Morgen, Madame«, entgegnete der mit einem Knicks.

Albert belohnte diese Galanterie mit einem flüchtigen Kuß, dann übergab er dem Hausboy die Einkaufstaschen. »Sei so gut und wasch das, mein Lieber. Den Rest bringen sie uns gegen Mittag. Guten Morgen!« flötete er zu Armand und gab auch ihm einen Kuß. »Großer Gott, dieser Bart!« Er verdrehte die Augen und betupfte mit dem Handrücken seine verletzte Oberlippe.

Anschließend ging er auf den Balkon und sah über die Brüstung nach unten. »Pfui, du schmutziger Flohzirkus«, rief er und klatschte in die Hände. Indem er sich wieder umwandte, erklärte er: »Ein *grauenhafter* Hund ist mir den ganzen Weg nach Hause gefolgt. Hat den Braten gewittert, den ich für Val gekauft habe. Ein *scheußliches* Tier! Ich hätte zur *Bestie* werden können...«

Wortlos nahm Armand einen weiteren Schluck Kaffeesatz, während Albert zum Wäschetrockner ging, die letzte Ladung von Vals Kleidung herausholte und die einzelnen Teile zu falten begann. Agador kam mit einer Tasse Kaffee und reichte sie ihm.

»Danke, mein Lieber«, sagte Albert, und nach einem Schluck: »Hmm. Türkisch. Wie *köstlich*.« Während er weiter Kleidungsstücke faltete, wandte er seine Aufmerksamkeit Armand zu. »Schläft Val noch? Du hättest mir sagen sollen, daß er kommt! Ich schäme mich so dafür, wie ich mich gestern benommen habe... Aber wie hätte ich das denn wissen sollen?« Er hielt im Falten einer weißen Boxershorts inne und zeigte mit dem Finger auf Armand. »Die Wahrheit ist, daß du es nicht ertragen kannst, deinen Sohn mit mir zu teilen. Du drängst mich immer zur Seite.« Er legte die Unterhose ab und nahm ein Leinenhemd mit der Aufschrift ›Oxford‹ aus dem Korb. »Sieh dir dieses Hemd an. Es ist ein *Lumpen!* Egal, wie viele Hemden ich dem Jungen schicke...« Kopfschüttelnd und mit mißbilligendem ›Tss-tss-tss‹ richtete er sich auf und schien zum ersten Mal wahrzunehmen, daß Armand schlaff und mit Ringen unter den Augen über dem Tisch hing. »Du siehst furchtbar aus. Was fehlt dir?«

»Val heiratet.« So. Jetzt war es heraus.

Albert lächelte, kicherte, dann blickte er Armand an, auf der Suche nach Anzeichen dafür, daß es sich um einen Scherz handelte. Als er keine fand, kicherte er erneut, diesmal nervöser, und sagte: »Sei nicht albern. Ich habe einen Schweinebraten zum Abendessen mitgebracht.« Er begann, wieder Wäsche zu falten, jetzt schneller, so daß er Hemden wie Unterwäsche faltete und umgekehrt. »Ich wollte Filets Mignon kaufen, aber die sind so *teuer*. Was meinst du mit ›heiratet‹?«

»Ich meine...« Armand stutzte, stockte und rieb sich die Stirn, dann gab er zurück: »Was meinst du denn, was ich meine? Ich meine ›heiratet‹.«

Albert zappelte nervös hin und her, die Kleidungsstücke fielen links und rechts von ihm zu Boden. »Ich verstehe nicht.«

»Du verstehst sehr wohl.«

»Nein!« schrie er, sich die Hände vors Gesicht schlagend.

Armand schämte sich einzugestehen, daß ihm dieser Anblick Genugtuung bereitete – Genugtuung, weil Albert noch kläglicher reagierte, als er selbst es getan hatte. »Ein Mädchen, das er in der Schule kennengelernt hat«, fügte er hinzu, bevor er noch einen Schluck vom türkischen Kaffeesatz nahm.

»Aber er ist noch ein Kind«, jammerte Albert und warf alle Kleidungsstücke, die er bereits zusammengefaltet hatte, in die Luft. »Er ist zu jung! Er wird sein Leben ruinieren!«

Armand seufzte. »Wir sind das alles durchgegangen. Das Resultat ist: Er heiratet, egal, was wir dazu sagen. Also, je weniger wir dazu sagen, um so besser.«

Alberts Blicke irrten ziellos in der Wohnung umher, ohne einen Ruhepunkt zu finden. »O mein Gott, ich habe mich so gut gefühlt, als ich aufwachte, und jetzt – jetzt fühle ich mich auf einmal so... so *komisch*...« Er griff sich an die Brust und krümmte sich. »Psst. Ganz ruhig. Nur atmen. *Atmen*...«

»In drei Minuten kann ich ein Team von Quacksalbern hierhaben«, sagte Armand höflich. »Die Jury für die Oscar-Verleihung braucht ein wenig länger.«

Albert warf ihm einen giftigen Blick zu.

In diesem Moment trat Val ein, bekleidet mit einer ramponierten Turnhose, das Haar attraktiv zerwühlt. Er beendete ein herkulisches Gähnen und sah zunächst Armand, dann Albert an. Augenblicklich erstarrte sein Gesicht zu Stein.

»Oh«, sagte er, »du hast es schon gehört.«

»O Vallie! *O mein Gott!*« stieß Albert hervor und stürzte vor, um den Jungen in die Arme zu schließen. Der wich jedoch zurück. »Es ist solch ein *Schock* für mich! Ich sage gar nichts – wie ich es deinem Vater versprochen habe –, aber du bist doch erst *zwanzig*, und wenn du dich an irgendeine Schlaftaalschlampe fortschmeißt, wird es dir dein *Leben* lang leid tun. So – genug gesagt«, erklärte er, alle Einwände Vals im voraus abwehrend. »Mehr nicht. Das ist alles. Thema beendet. Jetzt steh nicht einfach so da! Gib mir einen Kuß! Oder bist du dafür jetzt zu erwachsen?«

Val wartete einen Augenblick, um sicherzugehen, daß Alberts hysterischer Anfall vorüber war; dann sah er nur noch seine lächelnde alte Tante vor sich und sagte: »Hallo, Albie.« Er küßte Albert und umarmte ihn.

»O Armand«, sagte Albert, während er den Jungen in seinen Armen wiegte. »Er verläßt uns. Und wir werden doch keine anderen mehr haben.«

Armand erstickte fast an einem Schluck Kaffee.

»Jedenfalls nicht, wenn kein Wunder geschieht«, gab er geistreich zurück.

8. Kapitel

Louella, das ungefähr dreißigjährige Dienstmädchen der Keeleys, brachte das übliche Frühstück für den Senator und seine Frau: eine halbierte Grapefruit und geröstete Brotscheiben für sie, Cornflakes mit Magermilch für ihn. Es gelang ihr heute jedoch nicht, die Aufmerksamkeit des Ehepaares zu gewinnen; sie brachen mit einer langjährigen Tradition und sahen beim Essen fern.

»Wäre das alles?« fragte sie Mrs. Keeley, die sich umdrehte, ihre Gegenwart wahrnahm, matt lächelte und nickte, um sich dann rasch wieder dem Apparat zuzuwenden.

»Bitte sehr, verdammt, nicht der Rede wert«, murmelte das Hausmädchen, während es aus dem Frühstückszimmer trottete.

Die Szene, die die Aufmerksamkeit der Keeleys so fesselte, spielte sich im Rahmen einer politischen Talkrunde im Fernsehen ab: Vier Männer – zwei davon Moderatoren, einer der Senator selbst und der vierte der weißhaarige, aber keinesfalls gebrechliche Senator Eli Jackson – schrien unverständlich durcheinander.

Schließlich gelang es Senator Jackson, seine dröhnende, gebieterische Stimme über die der anderen zu erheben. »Als ich... und Senator Keeley hier...« Die Kamera vollführte einen raschen Schwenk, um für einen kurzen Augenblick den kerzengerade und mit puterrotem Gesicht dasitzenden Senator Keeley ins Bild zu bringen, bevor sie wieder zu Senator Jackson zurückschwenkte. »... als *wir* die Koalition für Moral und Ordnung gründeten, geschah dies mehr aus moralischen denn aus politischen Gründen...«

Er wurde von den beiden Moderatoren fast gleichzeitig unterbrochen. Der eine, ein yuppiehafter Typ mit Fönfrisur, sagte herausfordernd: »Ach, ich bitte Sie, seit wann bringen moralische Einstellungen denn Wahlkampf spenden ein?«, während der andere, ein älterer Moderator mit einem von Sommersprossen übersäten Gesicht, gleich darauf seinen Kollegen attackierte: »Aber ich bitte Sie, nachdem die Liberalen die Moral abgeschafft hatten...«

Mrs. Keeley konnte sich nicht mehr beherrschen und wirbelte zu ihrem Mann herum. »Es ist eine wunderbare Show.«

Der Senator wartete, bis eine kurze Ruhepause in der Diskussion eintrat, bevor er antwortete: »Die intelligenteste Sendung im Fernsehen.«

Jetzt war er selbst im Bild, in die Kamera lächelnd, wie es ihm gesagt worden war, jedoch ohne seine Schultern auch nur annähernd weit genug zu entspannen, und erklärte: »Ich denke, Senator Jackson will damit sagen, daß Moral politisch *ist*. Abtreibung, gleichgeschlechtliche Ehe, Verachtung der Werte der Familie, Pornographie – all diese Dinge gäbe es nicht, wenn Politiker keine Gesetze erließen, um sie zu schützen. Darum sind jetzt auch beide Häuser des Parlamentes republikanisch...«

Die zwei Moderatoren begannen wieder, sich anzuschreien. Senator Keeley war mit der einzigen Äußerung, die er unbehindert hatte einwerfen können, zufrieden. Er nahm die Fernbedienung und schaltete den Fernseher aus. Als wolle er zu seiner Frau sagen: »So, das war's«, blickte er sie unter gehobenen Augenbrauen an, dann griff er nach einem Stapel Papiere und einem Diktiergerät.

»Bravo«, sagte Mrs. Keeley. Sie hatte vor langer Zeit in einem Magazin gelesen, daß die Frau der größte Fan ihres Ehemannes sein mußte. »Das ist perfekter Wahlkampf.« Sie

versuchte, jeden Beiklang von Verzweiflung aus ihrer Stimme zu verbannen.

»Ja«, bestätigte der Senator, seine Unterlagen sortierend. »Ich bin sehr froh, mich Jacksons Kampagne angeschlossen zu haben, und nicht der von Dole. Dole ist einfach zu... zu...«

Mrs. Keeley wartete einen Moment, bevor sie sagte: »Dunkel?«

Senator Keeley hob die Schultern. »Eigentlich wollte ich sagen liberal. Aber er ist auch dunkel.« Etwas in seinen Dokumenten erregte seine Aufmerksamkeit, und er machte eine Notiz. »Ich muß diese Frau hinauswerfen...«

Mrs. Keeley rutschte auf ihrem Stuhl hin und her. »Weißt du«, sagte sie nervös, »dieser Junge, den Barbie heiraten will...«

Der Senator ignorierte sie und begann, in sein Diktiergerät zu sprechen. »Miß Porter, im zweiten Absatz auf Seite zwei muß es heißen ›Porno‹ nicht ›pronto‹...«

Seine Frau fuhr uneingeschüchtert fort: »Ich frage mich, ob seine Familie schon lange reich ist. Ich meine...« Sie lachte glucksend. »... ein *Kulturattaché*...«

Sie wurden durch ein Klopfen an der Tür unterbrochen und drehten sich um. Louella trat respektvoll wieder ein. »Ihr Wahlkampfmanager ist am Telefon. Er sagt, er müsse Sie unbedingt sprechen.«

Senator Keeley nickte verständnisvoll, und Louella verließ das Zimmer, erneut ohne ein Dankeschön zu ernten.

Der Senator schob seinen Stuhl zurück, stand auf, verließ den Frühstückstisch und nahm den Telefonhörer ab.

»Hallo, Ben... Bereit wofür?... Was?«

Mrs. Keeley stand alarmiert auf. »Was ist denn los, Kevin?«

Er drehte sich zu ihr um und formte mit den Lippen die Worte ›*Jackson ist tot*‹.

Einmal mehr schrie Mrs. Keeley auf und setzte sich hin.

Irritiert wandte sich der Senator von ihr ab und legte die Hand über sein freies Ohr. »Er starb im Bett«, wiederholte er, was ihm gesagt wurde. »In wessen Bett...?«

»Bei einer... einer Prostituierten...«

»Nein!« Mrs. Keeley ächzte.

Der Senator preßte die Hand fester auf sein Ohr. »Einer Minderjährigen«, sagte er mit von Sekunde zu Sekunde kraftloser werdender Stimme. »... und... schwarz!«

Mrs. Keeleys Stimme fiel um eine volle Oktave. »Was?«

»Eine... Prostituierte«, wiederholte Senator Keeley mechanisch. »Minderjährig... schwarz.« Er atmete rasselnd ein, dann legte er auf, obwohl – wie Mrs. Keeley hörte – am anderen Ende der Leitung noch aufgeregt gesprochen wurde. Er wandte sich seiner Frau zu, starrte sie einen Moment lang an, als hätte er sie nie zuvor gesehen, und sagte: »Ich glaube das nicht. Zum Teufel noch mal, ich glaube das nicht. Ich bin ruiniert!«

Eingedenk jenes Zeitschriftenartikels zwang sich Mrs. Keeley, ihre Erschütterung in Aufopferung umzuwandeln.

»Wieso denn?« fragte sie freundlich. »Du bist nicht dafür verantwortlich. Niemand kann dich für Eli Jacksons Privatleben verantwortlich machen.«

In fassungsloser Ungläubigkeit schüttelte ihr Mann den Kopf. »Louise, ich bin Vizepräsident der Koalition für Moral und Ordnung, und mein Mitbegründer wurde soeben tot im Bett einer minderjährigen farbigen Hure aufgefunden.« Er hielt für einen Moment inne, um die ganze Schrecklichkeit dieser Fakten einsinken zu lassen. »Warte nur, bis die Medien davon erfahren!« Er richtete seine Augen wie in einem flehentlichen Stoßgebet gen Himmel, dann senkte er den Blick und sagte: »Jetzt könnte ich wirklich etwas Süßes vertragen.«

9. Kapitel

Albert hatte einen Karton mit Papiertüchern griffbereit neben sich stehen; die doppellagigen – so weich – und überdies parfümierten. Fliederfarben. Es war sonst nicht seine Art, so genau im voraus zu planen. Aber in dieser besonders schwierigen Situation war es erforderlich, daß er seine Anstrengungen verdoppelte.

Er saß, die Papiertücher bereit, auf dem Sofa im Wohnzimmer, wo Val und Armand nur achtzehn Stunden vorher zusammen Wein getrunken hatten, und öffnete das Fotoalbum auf seinen Knien. Er sah sich einer Flut süßer und schmerzlicher Erinnerungen gegenüber: Val als Baby, rosa und drall, lachend; dann als kleiner Junge, schüchtern und mißtrauisch, der sein Gesicht hinter seinen kurzen Fingerchen versteckt; schließlich als Heranwachsender, soeben mutig, soeben prachtvoll geworden, in Posen mit Armand und Albert, mit anderen Freunden – mit einem *Hund*, um Gottes willen...

Armand, der am Klavier saß und gedankenverloren ein unidentifizierbares Lied klimperte, sagte: »Du machst mich verrückt, Albert.« Erst als er dies hörte, bemerkte Albert, daß er ziemlich vernehmlich geschluchzt hatte. Er sammelte seine Kraft und unternahm einen Anlauf, um seine Stärke unter Beweis zu stellen: Er nahm Quack-Quack aus seinem Arm und stellte ihn andächtig vor sich auf die gläserne Tischplatte.

Aber Quack-Quack dort ganz allein, so traurig allein stehen zu sehen, verstärkte Alberts äußerst strapaziertes Gefühl des Verlustes zusätzlich. »Mein Baby«, plapperte er vor sich hin und begann zu weinen, diesmal jedoch lautlos.

»Warum nimmst du keine Pirin-Tablette oder so etwas?« fragte Armand müde und noch leicht verkatert. Aus der Küche drang plötzlich das blecherne Geräusch einer Nachrichtensendung im Fernsehen. Armand hörte kurz auf, die Tasten zu streicheln, und brüllte: »*Agador!* Schalt den Kasten *ab!*«

Aber *Agador* tänzelte lediglich zur Wohnzimmertür, um den anderen die Zunge herauszustrecken. Anschließend wandte er sich um und wieder der Glotze zu, wo jetzt ein junges farbiges Mädchen, umringt von einer Schar übereifriger Reporter, auf dem Bildschirm erschien.

»Er sah irgendwie komisch aus«, sagte das schwarze Mädchen, dessen Mundwinkel sich teils amüsiert, teils aus Kamerascheu leicht nach oben bogen. »Aber er lächelte, daher habe ich mir keine Sorgen gemacht...«

Das Bild des gekünstelt lächelnden Mädchens stand still, und eine Stimme kündigte reißerisch an: »Heute abend im ›Exklusivbericht‹: die letzten Worte des Senators Eli Jackson!«

In Dayton fragte unterdessen eine erschöpfte Louise Keeley: »Wie bringen sie sie nur so schnell vor die Kamera?«

Ihr Mann, der zum erstenmal, solange sie sich erinnern konnte, nicht nur seine Krawatte gelockert, sondern auch die beiden obersten Hemdknöpfe geöffnet hatte, stieß aus mit Schokoküssen gefülltem Mund hervor: »Sie bezahlen.«

Louella betrat den Raum und sagte: »Abendessen.«

Weder der Senator noch seine Frau sahen auch nur in ihre Richtung.

In der Gewißheit, daß an dem Tag, da der Appetit des Senators erstarb, die Welt in zwei Hälften zerbrechen würde, trottete Louella in die Küche zurück, um sich auf die finale Katastrophe vorzubereiten.

Der Bericht wurde fortgesetzt, und Mrs. Keeley erinnerte sich wieder an den Zeitschriftenartikel, in dem empfohlen worden

war, die Dinge in einem positiveren Licht zu sehen. Daher sagte sie: »Sie erwähnen dich nicht sehr oft.«

Keeley schob sich eine weitere Handvoll Schokoküsse in den Mund. »Das ist erst der Anfang.«

10. Kapitel

Beim Mischen der Zutaten war Armand eben an einem kritischen Punkt angelangt, als Albert einen schrillen Schrei ausstieß, so daß Armand den Kuchenteig beinahe durch ein Übermaß an Vanille ruiniert hätte.

»*O nein*, sie haben *Onkel* geschrieben!«

Verärgert und beunruhigt wandte Armand sich um und sah Albert, der sich entsetzt über den soeben angelieferten Kuchen beugte. Er zeigte auf die frisch geöffnete Kuchenschachtel.

»Ich habe diesem kleinen Junkie *Tante* gesagt, Armand! Jetzt haben sie *Onkel* geschrieben!« Er rollte die Augen, seine Finger fuchtelten wild in der Luft herum. »*Onkel!* Pah! Val wird gar nicht wissen, wer dieser *Onkel* ist!«

Armand seufzte, dann wandte er sich wieder seiner Schüssel zu, um weiter behutsam die Zutaten zu vermengen. »Wahrscheinlich ißt er den halben Kuchen auf, bevor er einen Blick darauf wirft«, sagte er. »*Darin* ist er *dir* ähnlich.«

Albert lächelte geschmeichelt. »Ja, der Frischling.« Dann erstarrte urplötzlich sein Gesicht. »Wir werden sein Zimmer komplett neu ausstatten müssen, weißt du. Ein verheiratetes Paar kann nicht in einem Zimmer wohnen, dessen Wände wie Reklametafeln aussehen.« Er schloß die Kuchenschachtel und schob sie beiseite. »Außerdem müssen wir Platz für die Enkelkinder schaffen! Die Bude wird einfach zu klein.«

Armand wusch seine Hände unter dem Wasserhahn und lächelte breit. »Jemand hier fühlt sich besser.«

»Nun, Enkelkinder«, erwiderte Albert leichthin, »so wirken sie eben auf unsereins. Ich denke schon die ganze Zeit über

Namen nach. Wenn es ein Junge wird, Montgomery oder Antonio. Wenn es ein Mädchen wird, Eartha oder Liza.«

»Albert, sie sind nur noch nicht schwanger, sie sind noch nicht mal *verheiratet*.« Er legte seine Schürze ab.

»Ach, du! Wo ist dein Einfühlungsvermögen? Du mußt dich in den Geist der Dinge hineinversetzen!«

Armand zwickte ihn. »Ich bin mitten im Geist der Dinge.«

»Ha, ha. Ich sehe dich schon als Großvater: Du schiebst mit klimpernden Goldkettchen und gefärbten Brusthaaren den Kinderwagen vor dir her.«

Armand lehnte sich gegen die KüchENZEILE und schaute auf einmal wehmütig drein. »Keine schlechten

Aussichten, nicht wahr?« Albert griff zu der Schüssel mit den Zutaten hinüber und nahm den Löffel in die Hand. »Rühr das nicht um.«

»Ich wollte es nicht umrühren. Ich wollte es probieren.«

»Laß es in Ruhe. Das ist die Marinade. Mach dich lieber für die Probe bereit.« Als Albert Anzeichen von Widerstand zeigte, senkte Armand die Stimme. »Geh schon!«

Albert ließ den Löffel fallen und zog die Augen zu Schlitzzen zusammen. »Nie darf ich dir beim Kochen helfen.« Er wischte sich die Hände an der Hose ab und stürmte zur Tür hinaus.

Armand lachte hinter ihm her. »Geh nur, wir treffen uns unten, Großmütterchen.«

Nachdem Albert gegangen war, kam Agador im Walzerschritt hereingetanzte. Er trug ein Dirndlkleid im Heidi-Stil, ohne Bluse. »Hallo, mein Herr«, begrüßte er Armand mit einem Knicks.

»Ich frage mich, wo du diese Dinge in deiner Größe findest«, bemerkte Armand.

»Du neckst mich, mein Herr.« Agador ging zum Schrank und holte seine Schürze heraus. »Was gibt es für mich zu tun? – Oh, ich sehe, daß schon jemand gekocht hat. Ist es denn

gefährlos für mich, die Küche zu betreten und aufzuräumen? Keine giftigen Dämpfe?«

»Ha, ha, ha«, entgegnete Armand freudlos. »Ich möchte einmal erleben, daß du so gut kochst wie ich.«

»Oh, ich bin eine *Kanone* in der Küche. Genau wie im Schlafzimmer.« Er drehte den Heißwasserhahn auf und wartete, bis das Wasser die richtige Temperatur erreichte, bevor er einen Spritzer Spülmittel hinzugab. »Ich habe über Namen nachgedacht«, erklärte er aufgeregt.

Armand rollte seine Ärmel hinunter und machte sich bereit zu gehen. »Ach ja?« sagte er. »Namen wofür?«

»Für das *Kind*, Dummkopf.« Er wackelte mit seinem Hintern in Armands Richtung, behielt die Hände aber bei der Arbeit in der Spüle. »Wenn's ein Junge wird: Leonard oder Babatundi. Für ein Mädchen: Hatshepsut oder Lysistrata. Oder Darlene.«

Armand sah ihn böse an. »Du solltest dir besser abgewöhnen, an Türen zu lauschen.«

Agador zeigte ihm seine gerümpfte Nase. »Ach was, du magst es doch, wenn ich ungezogen bin.«

Armand hatte genug. Er ließ ihn bei seiner Hausarbeit zurück und ging, um ein Nickerchen zu machen.

11. Kapitel

Es war aufregend, das mußte Louise Keeley zugeben.

Bevor er gegangen war, hatte ihr Mann ihr aufgetragen, sie dürfe unter keinen Umständen aus dem Fenster schauen. Aus keinem Fenster. Genau vier Minuten und zwölf Sekunden hatte sie unter seinem Verbot gelitten, dann war sie zu dem kleinen Fenster des Gästebadezimmers geschlichen und hatte hinausgespäht. In exakt diesem Sekundenbruchteil schnappten ein Dutzend Kameraverschlüsse zu und hielten ihr Bild für die Titelseiten des nächsten Tages fest. In dem Gefühl, daß ein Foto am winzigen Badezimmerfenster ihrer unwürdig wäre, hatte sie sich verpflichtet gefühlt, Kevins Befehl erneut zu mißachten, und sich wenig später in ihrem besten Escadakleid am Fenster des Speisesaals gezeigt, in der einen Hand ein Exemplar von Emily Dickinson, in der anderen einen Apfel. Als die Kameras klickten, hatte sie gedacht: So! Das ist besser.

Seit kurz nach dem Frühstück belagerte die kleine Armee aus Fernseh- und Zeitungsreportern, Kameraleuten und Übertragungswagen ihr Haus, und Mrs. Keeley, die sich bereits wie eine Gefangene fühlte, begann sich Sorgen um ihren Mann zu machen. Sie war

aufregend, diese hektische Betriebsamkeit, aber sie war ebenso furchtbar; Mrs. Keeley mußte sich selbst daran erinnern, wie furchtbar alles war.

Louise hatte soeben ihr Haar durchgekämmt und mit dem Gedanken gespielt, noch einmal wie zufällig am Schlafzimmerfenster vorbeizuschlendern, als Barbara an die Tür klopfte und unaufgefordert (College-Manieren!) eintrat. »Wo ist Dad?« fragte sie.

»Er hat sich heute morgen hinausgestohlen, um sich mit seinen Beratern zu treffen«, antwortete die Mutter leicht gereizt. »Sie weigern sich hierherzukommen.«

Barbara strich mit ihrem nackten Fuß über den Teppich, wodurch ein kleiner Gegenstrich im Muster entstand. »Mama...?« hob sie ein wenig schwermütig an.

»Ich hätte ihn nicht gehen lassen sollen«, sagte Mrs. Keeley händeringend. »Wie soll er nur wieder reinkommen? Und ich – ich verliere noch den Verstand, weil ich nichts tun kann, als hier zu warten und mich zu sorgen!«

Sie setzte sich aufs Bett, und Barbara rutschte an ihre Seite. »Mama«, begann das Mädchen erneut mit leiser, ängstlicher Stimme, »ich muß dir etwas sagen... über Vals Eltern.« Es war an der Zeit, den zweiten Schritt im Rahmen ihrer dosierten Enthüllungen zu tun – Zeit für die jüdische Karte.

Aber ihre Mutter schien sie nicht zu hören. »Sie können uns nicht die Schuld dafür geben«, sagte sie, ins Leere starrend. »Eli Jackson war zwar ein Parteifreund, aber gesellschaftlich hatten wir nichts mit ihm zu tun.« Hoffnungsvoll blickte sie zum Fenster und fragte: »Die verstehen das doch, oder?«

Barbara nickte. »Sicher tun sie das.«

»Gott sei Dank sind sie keine Snobs.«

»Nein«, stimmte Barbara zu und ergriff die Gelegenheit.

»Snobs sind furchtbare Menschen, nicht wahr? Und da wir gerade beim Thema sind – ich muß dir etwas über Val...«

Sie wurde durch ein Klopfgeräusch am hinteren Fenster, dem Fenster zum Obstgarten, unterbrochen.

Beide Frauen wandten ihre Köpfe, und ihnen bot sich der ziemlich alarmierende Anblick Senator Keeleys, der an die Scheibe schlug, während er mit der anderen Hand am Ast eines Baumes hing. Sein Gesicht war schmutzig, sein Jackett zerknittert.

Frau und Tochter sprangen vom Bett auf, rannten zum Fenster und öffneten es. Sofort klammerte sich der Senator mit beiden Händen an die Fensterbank und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

»Was tust du da?« fragte Mrs. Keeley.

Jetzt, da er außer Gefahr war, empfand der Senator anscheinend einen Anflug von Stolz auf seine Schlaueit und seinen Mut. »Ich bin durch den Obstgarten und über das Scheundach gekommen«, antwortete er.

Seine Frau schlug die Hände vor ihren Mund, nahm sie wieder fort und sagte: »Aber das ist doch gefährlich! Du hättest stürzen können!«

Er zuckte männlich die Schultern. »Das bin ich auch.«

Besorgt, daß sich ein solches Mißgeschick wiederholen könnte, begannen seine Frau und seine Tochter, ihn ins Innere des Hauses zu zerren. Mrs. Keeley hoffte, daß keine Fotografen unten standen, um etwas so Unrühmliches ins Bild zu bannen wie ihre Hand, die mit aller Kraft die fleischige linke Hinterbacke ihres Mannes packte, um ihn nach oben zu hieven. Während sie sein letztes Bein nach drinnen hebelten, rief er, kopfüber unter dem Fensterbrett baumelnd: »Laßt die Leiter nicht fallen! Vielleicht brauchen wir sie noch.« Sie ließen nicht die Leiter, aber den Senator fallen. Er landete auf dem Kopf und jaulte vor Schmerz.

Sie halfen ihm aufzustehen, und als er sich aufgerappelt hatte, standen sie für einen Augenblick schwer atmend beisammen. Schließlich schüttelte er seine Arme und klagte: »Ich bin ruiniert! Anders kann man das nicht nennen.«

»Kevin«, sagte seine Frau, »wenn wir das irgendwie in den Griff bekommen – vielleicht gibt es dann eine Lösung.«

Er lachte halbherzig, während er sein Jackett abstreifte. »Welche denn? Den Tod? Der hat Jackson auch nichts genützt.«

Sie fing das Jackett auf, als es von seinem Rücken fiel, und sagte: »Wie wäre es mit einer Hochzeit? Eine große Hochzeit, ganz in Weiß?«

Er wandte sich um und warf ihr einen verwirrten Blick zu. »Was meinst du damit? Welche Hochzeit? Wer heiratet denn?« Barbara räusperte sich und blickte ihn schmachmend an, worauf er sagte: »O nein. Nein!«

»Warum nicht?« jammerte Mrs. Keeley. »Dadurch wird dein Ansehen wiederhergestellt! Eine Hochzeit bedeutet Hoffnung.« Sie zeigte ein breites Lächeln. »Eine Hochzeit in Weiß symbolisiert Moral, Familie und Tradition. Und es wäre eine ganz besondere Hochzeit, Kevin. Der Sohn eines Kulturattachés – sozusagen eines Diplomaten! –, der uns nicht wegen Senator Jackson verachtet, sondern unserer Familie beitreten will. Ich sehe uns schon auf den Titelseiten von *People*, *Time* und *Newsweek*.« Sie hielt inne, um ihre Worte wirken zu lassen. Der Senator hatte sich aufs Bett gesetzt und seine Schuhbänder geöffnet. Er starrte vor sich auf den Boden und schien ihren Vorschlag ernsthaft in Erwägung zu ziehen, also fuhr sie fort: »Liebe und Optimismus kontra Zynismus und Sex. Es wird ein Bekenntnis sein. Falls nötig, werden wir den Segen des Papstes bekommen. Das ist nicht allzu schwer.«

»Ich weiß«, entgegnete der Senator matt. Er hatte sich offensichtlich mit der Idee abgefunden. »Aber der Papst ist zu kontrovers. Billy Graham...? Nein, der ist zu liberal.«

»Einen Moment mal«, warf Barbara ein, die sich zwar über das elterliche Einlenken freute, aber nicht damit einverstanden war, daß die ganze Hochzeit für sie geplant werden sollte.

»Hör zu, Barbara«, sagte ihre Mutter in plötzlichem Ernst, »du wirst erst in dreieinhalb Jahren einundzwanzig, aber du willst jetzt heiraten. Also gut, aber unter einer Bedingung: Das Denken übernehmen wir für dich.«

»Wo sind die Süßigkeiten?« fragte der Senator.

»Du hattest genug Süßigkeiten«, entschied Mrs. Keeley. Sowohl ihr Mann als auch ihre Tochter blickten sie nun in einer Mischung aus Neugier und leichter Beängstigung an. Einfalt und Unentschlossenheit schienen von ihr abgefallen zu sein, seit sie die Zustimmung ihres Mannes zur Planung eines gesellschaftlichen Großereignisses erhalten hatte. Sie wandte sich an Barbara: »Wie heißt der Vater von diesem Jungen?«

»Armand«, begann Barbara. Dann schluckte sie und rief sich in Erinnerung: *Schritt zwei, Schritt zwei*. Aber was dann aus ihrem Mund drang, war nicht der Name Goldman.

»Coleman«, stotterte sie und wünschte, sie würde tot umfallen. »Armand Coleman.«

»Wirklich?« fragte ihre Mutter beglückt. »Ich wüßte zu gern, ob sie mit Bobo und Tish Coleman verwandt sind. Sind sie aus Boston?«

»Ich glaube nicht.«

Mrs. Keeley, die jetzt das Kommando übernommen hatte, sagte mit neugewonnener Autorität: »Ich denke, wir sollten sofort nach South Beach fahren und sie treffen. Wir könnten mit ihnen zu Abend essen und die Nacht bei den Bushs verbringen.« Ihre Augen funkelten erwartungsvoll. »Mr. und Mrs. Armand Coleman aus Griechenland und South Beach!«

12. Kapitel

Die große Starina hatte fast ihre gesamte Nummer ohne einen Anfall von Primadonnenegoismus hinter sich gebracht. Daher hoffte Armand, der die Probe von einem der vorderen Tische aus beobachtete, es könnte sich eine Änderung, vielleicht sogar eine glatte Wende in ihrem Verhalten anbahnen. Er hätte es besser wissen sollen.

Offensichtlich war der Tänzer das Problem. Während Albert in seinem gepolsterten Kleid mit Federhalskrause lässig auf Cyrils Flügel saß und den Text von Armands neuem Lied zum besten gab, wirbelte der Tänzer – namens Celsius – in seinem hautengen, ärmellosen Trikot über die Bühne, als gelte es, seinen harten, schlanken Körper an den Meistbietenden zu versteigern. Anstatt Albert zu unterstützen, stach er ihn glatt aus. Albert mochte von Kopf bis Fuß mit glitzernden Accessoires ausgestattet sein, aber Celsius – Celsius hatte natürlichen Sexappeal.

Als der Tänzer einen Hüftschwung und eine Pirouette zuviel ausführte, dann über seine Schulter blickte und auch noch zwinkerte, brach Albert seinen Gesang ab. Er rutschte vom Piano und stürmte an den Bühnenrand. Das Klavierspiel des verstörten Cyril erstarb in tröpfelnden Tönen.

»Also, das ist unmöglich.« Albert schnaubte vor Wut und schob die bauschigen Ärmel seines Kleides hoch. »Entweder bin ich eine Künstlerin oder nur eine billige Transvestitenkönigin, die sich abmüht, damit er...« – an dieser Stelle deutete er einen katzenartigen Pfotenschlag in Celsius' Richtung an – »... ein paar Lacher einheimen kann.«

Armand unternahm einen Versuch in Diplomatie, wohl wissend, daß es zwecklos war. »Laßt uns versuchen, es einfach nur durchzugehen...«

Albert zuckte zusammen, dann legte er zwei Finger an die Stirn und unterdrückte ein Aufstöhnen. »Du *verlangst* immer so viel von mir. Ich muß *jede* Einzelheit eines Liedes verstehen, ich muß im *vollen* Kostüm proben. Aber alle anderen brauchen es ›einfach nur durchgehen‹. Großer Gott, er kaut Kaugummi!« Celsius setzte ein schelmisches Grinsen auf. »Kaugummikauen hilft mir beim Denken.« Wie zur Bestätigung ließ er ein paar kräftige Mampfer folgen.

Albert blickte ihn über die Schulter hinweg geringschätzig an. »*Süßer*, du verschwendest deinen Kaugummi.«

»Okay, okay«, warf Armand dazwischen, um ein Katzengerangel zu verhindern. »Wir fangen eben noch mal von vorne an. Kein Wort jetzt mehr... von niemandem.«

Albert holte tief und drohend Luft, nickte Cyril zu, und sie begannen das Lied von vorn. Celsius tanzte diesmal vorsichtiger, aber Armand würde ihn im Auge behalten müssen.

Jemand tippte Armand auf die Schulter. Er wandte sich um und dachte: Was nun schon wieder?

Es war Val. »Dad, ich muß mit dir reden.«

Ein wunderbarer Zeitpunkt. »*Schsch*«, machte er leise. »Setz dich!«

»Es ist *wichtig*«, beharrte Val.

»Warte! Siehst du nicht, daß Albert probt?«

Aber Val konnte den Gesang schon nicht mehr stören, da er bereits wieder unterbrochen worden war. »Armand, hast du gesehen, was er *getan* hat?« kreischte Albert und spähte zum Tisch hinüber. »Oh«, sagte er, jetzt in ruhigerem Ton.

»Hallo, Vallie, mein Liebling.«

»Hallo, Tantchen. Du klingst fabelhaft.«

»Laßt uns weitermachen«, bat Armand verzweifelt. »Was hat Celsius getan?«

»Er hat eine Blase mit seinem Kaugummi gemacht. Während ich gesungen habe! Er *darf* das nicht tun, während ich *singe*.« Die unvermeidlichen Tränen begannen zu fließen.

Widerwillig schob Armand seinen Stuhl zurück, stand auf und starrte den Tänzer an, bis dieser den Blick senkte.

»Celsius, sieh mal... das hier mag vielleicht eine Transvestitenshow sein – nach Möglichkeit sogar eine großartige Transvestitenshow...«

»Ja«, bestätigte Albert schnarrend. »Und daß du achtzehn bist und einigermaßen aussiehst, bedeutet nicht, daß du die Voraussetzungen mitbringst, um...«

»Laß mich das tun, Albert«, unterbrach ihn Armand. »Celsius, dies ist eine *komplexe* Nummer. Voll *mythischer* Motive.« Der Tänzer schien einen Lachanfall zu unterdrücken, was Armand zu ignorieren beschloß. »Du wurdest von der Frau, die singt, erfunden. Du bist *ihre* Fantasievorstellung – ein hinreißender Tagtraum, frei und unbeschwert... Und dann plötzlich siehst du – die Fantasievorstellung – sie, deine Erfinderin; und sie wird zu *deiner* Fantasie!«

Celsius betrachtete Armand in leichtem Staunen, wandte sich dann Albert zu und ließ seinen Blick, wie es schien, eine Spur zu lange auf ihm ruhen. Sich wieder zu Armand umwendend, sagte er: »Ich glaube, das kapiere ich nicht.«

»Nimm noch einen Kaugummi«, murmelte Albert.

»Genug«, bellte Armand. Er wandte sich wieder an Celsius. »Tja, Junge, du mußt es ergründen. Fang einfach unter der Voraussetzung an, daß, wenn du dieses umwerfende, glühende Geschöpf siehst...« Er deutete auf Albert, der zur Unterstützung eine dramatische Pose einnahm. »... sie dein Verlangen zu kauen transzendiert. Sie elektrisiert dich. Etwas, das in deinem Unterleib beginnt, arbeitet sich allmählich zu

deinem Herzen hoch.« Er atmete einmal tief durch und fügte dann praktisch hinzu: »Aber es beginnt im Unterleib.«

Celsius nickte, nickte und nickte, bis Armand fertig war, dann fragte er: »Aber was soll ich tun? Ich will nicht einfach nur dastehen wie... ein Objekt.«

Armand biß sich auf die Unterlippe in dem Versuch, seine Frustration zu verbergen. Dann lächelte er und antwortete: »Tu dies hier!« Er legte eine Serie von Tanzschritten hin, von denen Val, obwohl mit seinen Gedanken ganz woanders, dachte, daß sie eine unheimliche Eleganz besaßen; nie hätte er geglaubt, daß sein Vater so leichtfüßig sein könnte. »Fünf, sechs, sieben, acht«, rief Armand, während er sich drehte, tippelte, hüpfte und sich bog. »Und das!« Er sprang auf die Bühne. »Ein bißchen Martha Graham, ein wenig Fosse, ein bißchen Madonna – eine verblüffende, eklektische Tanzzelebration.« Er drehte eine Reihe aggressiver, maskuliner Kreise und kam vor Albert zum Stehen. »Und du singst natürlich.« Er kreiselte von dannen und machte den Eindruck, als könne er exakt die gleiche Darbietung auf der Stelle wiederholen.

So lange konnte Val nicht warten. »Dad«, sagte er eindringlich.

Armand hielt inne, ließ die Arme in einer Bewegung fallen, die Erschöpfung hätte ausdrücken können, wahrscheinlich aber der Verbitterung entsprang, und antwortete: »Ich komme.« Er wandte sich für eine letzte Anweisung an Albert und Celsius: »Also dann. Versucht's noch mal. Ich bin gleich zurück.«

Er strich seine Hose glatt und ging auf seinen Sohn zu, der ihn am Arm nahm und die Treppe hinaufführte.

»Was gibt es denn so Wichtiges?« fragte Armand, während sie die Stufen emporstiegen.

»Barbara kommt mit ihren Eltern.« Vals Stimme zitterte.

Er blieb stehen. »Wann?«

»Morgen.«

Armand zuckte die Achseln. »Dann bleibt uns ja noch genug Zeit. Hast du mich deswegen in der Probe unterbrochen?«

»Nein«, gab Val unter heftigem Kopfschütteln zurück. »Da ist noch etwas. Bitte geh weiter.«

Armand zog eine Grimasse, bevor er den Aufstieg fortsetzte.

Sie erreichten die Wohnung. Val ging zuerst hinein und steuerte unverzüglich auf die Bar zu. »Wein?« fragte er und nahm eine angebrochene Flasche Sancerre in die Hand.

Armand, der die Ohren spitzte, um auf Anzeichen für Streit von unten zu lauschen, erwiderte: »Nein. Beeil dich. Spuck's aus.«

»Ich glaube, ich werde etwas trinken.« Er zog den Korken aus der Flasche und füllte ein Glas.

Armand pochte hörbar mit dem Fuß auf den Boden.

Val nahm einen kräftigen Schluck, verzog das Gesicht und sagte: »Ich wünschte, du würdest Bier trinken.« Er wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab und stieß in einem heftigen Wortschwall hervor: »Barbaras Vater ist ein konservativer Senator, der zur Zeit für seine Wiederwahl kandidiert, und sie hat ihm erzählt, du seist Kulturattaché für Griechenland und Albert Hausfrau.« In einem weiteren Zug leerte er das Weinglas.

Armand taumelte. »Was?«

»Sie konnte nicht anders, Dad«, sagte er flehentlich.

»Er ist Mitbegründer der Koalition für Moral und Ordnung.«

»Es ist mir egal, wer *er* ist. *Ich* will niemand anders sein! Darum bittest du doch, nicht wahr? *Ich* soll jemand anders sein?«

Vals Gesicht wurde vor Scham feuerrot. »Nein, natürlich nicht«, antwortete er mit wenig Überzeugungskraft. Er füllte sein Glas erneut und setzte sich. »Barbara will das auch nicht. Aber ihr Vater... Dad, ihr Vater ist Kevin Keeley.«

Armand zuckte mit keiner Wimper. »Wer ist Kevin Keeley?«

Val stöhnte. »Liest du denn niemals Zeitung?«

»Selbstverständlich«, entgegnete er leicht gekränkt. »*Variety*, den *Star*, das Feuilleton der *New York Times*... Warum? Gibt es etwas, das ich nicht weiß? Du heiratest doch keinen Nazi, oder?«

»Nein, nein«, gab Val mit nervösem Lachen zurück, das seiner Glaubwürdigkeit nicht zuträglich war. »Er ist nur ein... Konservativer. Wie halb Amerika. Und ich heirate nicht ihn. Ich heirate Barbara.« Er sah seinen Vater treuherzig an. »Und ich brauche deine Hilfe.«

Armand schüttelte den Kopf und machte einen Schritt auf die Treppe zu. »Dafür nicht.«

Val stand auf. »Du hast es schon einmal getan.«

Erstaunt sah Armand ihn an. »Was? Mich für jemand anderen ausgegeben als den, der ich bin? Niemals!« Er warf den Kopf zurück und zupfte an seinen Manschetten.

Val grinste ihn an. »Ach, nein? Erinnerst du dich noch an meinen ersten Tag in Edison Park? Was hast du mir da gesagt?«

Armand fühlte, daß er sich selbst eine Falle gestellt hatte, und antwortete: »Nein.«

»Du sagtest, falls Miß Donovan mich fragen würde, was du von Beruf bist, solle ich sagen ›Kaufmann‹.«

Ach, das, dachte Armand, der sich jetzt wieder erinnerte. »Ja, das stimmt«, sagte er schuldbewußt. »Weil du ein Kind warst und Miß Donovan eine kleinkarierte Idiotin, und weil ich nicht wollte, daß du verletzt würdest. Das heißt aber nicht, daß ich stolz darauf war zu lügen. Außerdem ist es jetzt anders. Du bist ein Mann.«

Val bedachte ihn mit seinem mitleidheischenden Blick. »Aber ich kann noch immer verletzt werden.«

Armand sah sich außerstande zu antworten.

»Dad«, fuhr Val in freundlichem, Frieden anbietenden Ton fort, »es bedeutet mir sehr viel, daß du uns hilfst. Nur für einen Abend.«

Armand fühlte die Wände erdrückend auf sich zukommen; die Versuchung, diesem Jungen nachzugeben – diesem wundervollen Jungen, der seinem Herzen so nahestand –, war riesengroß. Aber er hatte seinen Stolz, verdammt, und seine Würde. Er nahm seinen ganzen Mut zusammen und sagte: »Das ist verrückt! Was soll ich tun? Soll ich den Club schließen und vorgeben, ich wäre ein Kulturattaché? Was zum Teufel auch immer das ist! Soll ich Albert zu einer Hausfrau machen?« Zu diesem letzten Punkt nickte er energisch, so als wäre dies der Gipfel, den niemand erklimmen könnte.

Val blieb unnachgiebig. »Du mußt Albert für ein paar Tage fortschicken«, sagte er leise. »Ihn bringen wir niemals an den Keeleys vorbei.«

Das war tatsächlich das Ende. Val mochte sein Sohn sein, aber er hatte den Bogen überspannt. Armand schloß die Tür zur Treppe, als fürchte er, Albert könnte diesen Verrat hören. Dann sagte er: »Bist du wahnsinnig? Albert?« Er schüttelte den Kopf. »Du willst Albert *fortschicken*?«

Aber Val hatte sich jetzt in seine Idee hineingesteigert. Er sah sich in der Wohnung um. »Und du mußt einige der Sachen hier drin loswerden...«

Jede Äußerung des Jungen war eine weitere Beleidigung. »Welche Sachen?«

Val zeigte auf den goldenen Phallus an Armands Halskette. »Das zum Beispiel.« Dann ging er durch das Eßzimmer zur Nachbildung eines nackten griechischen Kouros. »Und das...«

»Der Grieche? Aber... das ist Kunst!« Er schüttelte wieder den Kopf. »Außerdem, wenn ich ein Kulturattaché für Griechenland bin, dann ist doch nichts Ungewöhnliches daran, griechische Kunst im Haus zu haben.«

»Und was ist mit dem Tom-von-Finnland-Druck im Badezimmer? Oder dieses Ding hier?« Er zeigte auf eine primitive mittelöstliche Skulptur mit einem überdimensionalen, erigierten Penis.

Armand griff nach dem Penis und drehte die Skulptur vorsichtig zur Wand. »Da«, sagte er. »Ist es so besser?«

Val seufzte. »Nein. Sieh mal... Es sind nicht nur ein oder zwei Dinge. Es ist alles. Ich meine... du müßtest alles etwas weniger außergewöhnlich gestalten, es mehr so aussehen lassen wie... wie das Zuhause anderer Leute...«

»Wir sollen also vollständig neu renovieren? Damit wir mehr wie *andere* Leute sind?« Armand bemerkte, wie seine Stimme zu einem sirenenartigen Geheul anschwellte.

Val hob entschuldigend die Schultern. »Und du solltest ein bißchen weniger... du weißt schon... augenfällig sein.«

»*Augenfällig?*«

»Ja. Deinen Manierismus ein wenig ändern.«

Die Spannung im Raum knisterte wie die Statik zwischen zwei frischgewaschenen Socken. »Was meinst du mit ›Ich bin *augenfällig*?«

»Dad...« Val suchte nach erklärenden Worten, bevor er entschied, daß eine Demonstration wirksamer sein würde. Er trat vor Armand und strich ihm mit den Fingern die Wange entlang, dann schmierte er das Make-up von seinen Fingerkuppen an die Wand hinter ihm.

Bei dem Anblick schnappte Armand nach Luft. »Val, die Wand ist frisch gestrichen!«

Es klopfte an der Tür; in dieser Atmosphäre klang das Geräusch wie ein Gewehrschuß.

»Ja«, fuhr Armand auf.

Cyril steckte seinen Kopf zur Tür herein. »Ich glaube, es ist besser, wenn du runterkommst. Sie versucht, ihm den Kaugummi abzunehmen.«

Armand hätte sich am liebsten die Haare ausgerissen; von allen Seiten wurde er bestürmt. »Ich komme sofort!« Dann, nachdem Cyril wieder nach unten gegangen war, sagte er zu Val: »Ja, ich schminke mich. Ja, ich lebe mit einem Mann zusammen. Ja, ich bin eine alte Tucke. Aber *ich* weiß, *wer* ich bin.«

»Dad.« Val wollte protestieren.

Armand hielt ihn zurück. »Es hat mich zwanzig Jahre gekostet, dorthin zu kommen, wo ich jetzt bin, Val. Und ich werde nicht zulassen, daß ein dämlicher Senator daherkommt und alles zerstört. Der kann mich mal kreuzweise, der Senator! Er soll zum Teufel noch mal denken, was er will!« Seine Augen verengten sich. »Ich kenne diese Typen. Ihre Intoleranz holt sie irgendwann ein. Früher oder später überfährt sie ihn. Merk dir meine Worte: Früher oder später kriegt er, was er verdient.«

13. Kapitel

Der Journalist Harry Radman hatte gegenüber seinen Kollegen einen großen Vorteil: Trotz seines beträchtlichen Körperumfangs, seiner Größe und seines wenig eleganten Ganges konnte er sich sehr unauffällig verhalten. Das hatte ihm in der Vergangenheit schon genutzt, und so war es auch diesmal, als er sich, an einem Sandwich kauend, mit flatterndem Trenchcoat einen Weg zwischen Kamerawagen und Nachrichtenteams vor dem eisernen Tor zum Anwesen der Keeleys bahnte. Gelegentlich hielt er an, um zu hören, was die Reporter ihren Zuschauern vom Geschehen berichteten. Niemand jagte ihn fort; niemand fragte ihn, was er hier zu suchen habe. Er tauchte unvermittelt auf, beobachtete und verschwand wieder.

Unterdessen überkam ihn ein Gefühl aufgeregter Gewißheit. Dort stand eine kühle Blondine, die mit eisiger Strenge in ihr Mikrofon sprach: »... noch immer vor dem Haus von Senator Kevin Keeley, dem Mitbegründer der Koalition für Moral und Ordnung, und warten auf die Rückkehr von...«

Dort erklärte ein sonnengebräunter Typ, dessen kantiges Gesicht hervorragend für jedes 8x10-Werbefoto geeignet gewesen wäre: »... bis jetzt noch keine Stellungnahme von Senator Kevin Keeley, dem engen Freund und Vertrauten Senator Jacksons...«

Dort versuchte ein Grauhaariger, der wirkte, als hätte er einst zu den Besten gezählt, den Anschein zu erwecken, er befände sich auf dem allerneuesten Stand der Dinge: »... bis jetzt kein Anzeichen von Keeley, obwohl er einem früheren Bericht

zufolge heute morgen vor dem Haus von Senator Robert Dole gesehen wurde...«

Radman legte wie unter einer Tarnkappe die Strecke bis zu dem von ihm ausgewählten Aussichtspunkt zurück. All diese übereifrigen, selbstherrlichen Fatzkes warteten auf einen Auftritt oder auf eine Stellungnahme von irgend jemandem und waren nicht in der Lage, ihre fitgetrimmten Hintern in Bewegung zu setzen, um sich zu holen, was sie brauchten. Anders dagegen war Harry Radman, er war darin Spezialist.

Und er war im Begriff, es einmal mehr zu beweisen. Er warf den Rest seines Sandwiches (nur die Rinde) auf den kurzgeschorenen Rasen und nahm, an einen Ahornbaum am anderen Ende des Grundstücks gelehnt, seinen Posten wieder ein. Von hier aus konnte er einen livrierten Chauffeur sehen, der einen Koffer trug und auf die Garage zuing. Er sah sich um. Wie erwartet, konnte keiner von den anderen die Garage oder das, was dort vorging, sehen. Die Keeleys hatten das Flutlicht vor dem Haus eingeschaltet, und wie ein Schwarm hirnloser Motten tummelten sich alle dort. Aber Harry erkannte ein Ablenkungsmanöver, wenn er auf eines stieß.

Sich erneut tarnend, schlang Radman den Trenchcoat eng um seinen Körper, stahl sich dann bis zum Tor vor und steckte eine Hand durch die Gitterstäbe, in der er langsam ein Bündel Geldscheine hin und her schwenkte. Innerhalb von Sekunden erspähte ihn der Chauffeur, der mit dem Einladen der Koffer beschäftigt war. Der Fahrer bemerkte die Banknoten und befand sich für einige Augenblicke in einem moralischen Dilemma; Harry konnte förmlich sehen, wie die Rädchen im Kopf des Mannes arbeiteten. Selbstverständlich dauerte es nicht lange, bis der Chauffeur über seine Schulter blickte, sich streckte und auf Harry zukam.

Radman zog die Geldscheine weit genug zurück, um sie dem Mann notfalls entreißen zu können. »Wohin fahren Sie ihn?« fragte er den Chauffeur.

Der Fahrer beäugte lüstern das Geld – lauter Zwanziger, mindestens sechs oder sieben Scheine. »South Beach, Florida«, sagte er. »Heute abend.«

Radman schob ihm fast behutsam die Scheine zu. Der Chauffeur nahm sie, nickte und kehrte dann zu seinen Pflichten in der Garage zurück.

Radman kehrte auf dem gleichen Weg, den er zum Tor genommen hatte, zu seinem Wagen zurück. Den ganzen Weg über hörte er den gleichen Chor von ›Noch keinen Kommentar abgeben‹ und ›Warten weiter auf erste Anzeichen‹ immer und immer wieder, in einer ewig gleichen Kadenz aus ernsthaftem Journalismus, wie das Brummen von Zombies.

Oben waren die Keeleys unterdessen darauf bedacht, keine der Sendungen einzuschalten, die von vor ihrer Haustür übertragen wurden, und hatten sich deshalb für die David-Letterman-Show entschieden. Der Fernseher verbreitete ein angenehm blechernes Hintergrundgeräusch für ihre Aktivität: Sie packten, rasch und wortlos, für ihre Reise.

Nach einer Werbepause erschien wieder David Letterman, diesmal mit ungewohnt ernster Miene. »Während der vergangenen Stunden«, sagte er, »wurden eine Reihe geschmackloser Witze über den Tod von Senator Eli Jackson gerissen.« Vorsichtshalber griff Keeley nach der Fernbedienung; dann sah er, wie Letterman sich zurücklehnte und ein breites Grinsen auflegte. »Und hier ist noch einer!«

Der Senator drückte auf einen Knopf; der Bildschirm wurde schwarz.

Für einen Moment stand er bewegungslos und schürzte die Lippen, dann ging er zum Fenster an der hinteren Seite des Zimmers und öffnete es.

Mrs. Keeley, die gerade einen kleinen Koffer mit ihren notdürftigsten Sachen für die Übernachtung schloß, sah auf und bemerkte, daß er rittlings auf der Fensterbank hockte. »Kevin, nein!« kreischte sie.

»Schsch.« Er legte einen Finger vor seine Lippen, um sie zum Schweigen zu bringen. »Ich klettere nur die Leiter hinunter, weil ich heute abend nicht mehr vor die Presse treten kann. Sag dem Fahrer, er soll hinten herumfahren und vor dem Obstgarten anhalten.«

Sie kam zu ihm gelaufen und packte seinen Arm. »Das kannst du nicht tun! Ich will da nicht allein hinausgehen!«

Er tätschelte ihre Hand. »Du bist nicht allein, Louise. Barbara ist doch bei dir. Außerdem sind sie nicht hinter dir her.«

»Ja, ich weiß«, gab Mrs. Keeley zurück und versuchte weiterhin, ihn nach drinnen zu ziehen. »Aber... aber ich...«

Genau in diesem ungünstigen Moment kam Barbara zur Tür herein. Sie sah ihre Eltern am Fenster rangeln, ihren Vater im Begriff, sich zu Tode zu stürzen, und schrie: »*Dad!*«

Senator Keeley zuckte bei dem Aufschrei zusammen. »Bitte! Sei still!« Seine Stimme war nur ein gedämpftes Zischen. »Ich will nur durch den Hinterausgang nach draußen. Die Leiter steht noch hier.«

Mrs. Keeley weigerte sich, den Arm ihres Mannes loszulassen. »Hatten wir uns nicht darauf geeinigt, daß du Barbaras Hochzeit mit dem Coleman-Jungen ankündigen würdest?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich habe es mir anders überlegt. Ich werde das nicht tun, bevor ich sie getroffen habe. Was passiert, wenn ich die Hochzeit ankündige und sie dann einen Rückzieher machen wegen unseres Skandals? Dadurch würde alles nur noch schlimmer. Jetzt laß endlich meinen Arm los. Wir treffen uns im Wagen.«

Er schwang sein anderes Bein über die Fensterbank und begann, die Leiter hinunterzuklettern.

Vorsichtig, redete er sich selbst zu, während er die Sprossen hinunterstieg, *vorsichtig jetzt; nur keine Geräusche verursachen, die irgendwen anlocken...*

Plötzlich flammten Lichter auf, die ihn an die Wand nagelten, als wäre er ein Insekt. Zu Tode erschrocken umklammerte er die Leiter und blickte über seine Schulter.

Obwohl ihn das gleißende Licht blendete, erkannte er zwei Kamerateams, vier oder fünf Zeitungsreporter und einige Nachrichtensprecher in Maßanzügen. Bevor er sich überlegen konnte, was nun zu tun war, wurde ein Galgenmikrofon in die Luft gehalten, nicht weit von ihm entfernt.

Eine Reporterin kam näher, eine Hand an ihr Ohr gepreßt, vor ihrem Kinn baumelte ein Mikrofon. »Jawohl«, sagte sie laut und deutlich. »Es ist Senator Keeley, der soeben das Haus verläßt.« Sie hob den Kopf und rief zu ihm hinauf: »Senator Keeley... Senator Keeley...«

Ihr Rufen hatte die Signalwirkung einer Hundepfeife. Unvermittelt war sie von anderen Reportern umringt, die allesamt Fragen zu dem Senator auf der Leiter emporriefen.

»Senator Keeley, glauben Sie, daß Sie das Wählerstimmen kosten wird?«

»Senator Keeley, was wird nun aus der Koalition für Moral und Ordnung?«

»Senator Keeley, was hat das Treffen mit Senator Dole heute morgen ergeben?«

»Senator Keeley, können Sie die Gerüchte bestätigen, daß Senator Jackson lithiumabhängig war?«

»Senator Keeley...«

»Senator Keeley...«

»Senator Keeley...«

Während weitere Fragen gerufen wurden, die ineinander verschmolzen, bis sie nur noch wie ein dissonanter, postmoderner Choral klangen, kamen von der Vorderseite des Hauses immer mehr Journalisten herbeigerannt. Sie stürzten sich in das Getümmel wie Hyänen auf Aas. Niemand in der wachsenden Meute, deren Teilnehmer sich gegenseitig in den Obstgarten stießen, schien der Tatsache Bedeutung beizumessen, daß das Opfer über ihnen auf einer Leiter hockte.

Nun, wenn dem so war, dann konnte er ihrer Absurdität ebenfalls mit Absurdität begegnen. Sie wollten eine Stellungnahme? Er würde sie ihnen geben – von alleroberster Stelle, mit all der Autorität, die ihm seine Position, in fünf Meter Höhe an eine Zedernholzschiene gepreßt, verlieh.

»Meine Herren... und meine Damen«, begann er. »Ich bin wie alle meine Kollegen – Republikaner und Demokraten, Liberale und Konservative gleichermaßen – betroffen und betrübt über die Umstände, unter denen Senator Jackson ums Leben gekommen ist. Und natürlich über seinen Tod selbst. Meine Familie und ich werden die Stadt für ein paar Tage verlassen... aus Gründen, die ich nicht... äh... ich meine, um ein Ereignis vorzubereiten... ein Ereignis, über das ich nicht...« Er begann sich zu verheddern; besser, er legte eine etwas blumigere Rhetorik an den Tag. »... das einige der Wunden, die Senator Jacksons Ableben uns geschlagen hat,... äh... ähem...« *Nun mach schon!* »... heilen wird.« Er zitterte. Es hatte nicht so geklappt, wie er es sich vorgestellt hatte. Warum war er auf diese Situation nicht vorbereitet gewesen?

Wieder erklang die Kakophonie von unten.

»Was für ein Ereignis?«

»Werden Sie zu Senator Jacksons Begräbnis wieder zurück sein?«

»Welches Ereignis, Senator?«

»Senator Keeley...«

Harry Radman erhob sich plötzlich über den Rest der Menge und brüllte: »Wohin fahren Sie mit Ihrer Familie, Senator Keeley?«

»Wohin? Auf unsere... Farm.« Er räusperte sich. »Mehr habe ich im Moment nicht zu sagen.«

Während der Senator ins Haus zurückkletterte, herrschte auf dem Boden unter der Leiter verwirrte Geschäftigkeit. Die Leute wußten nicht, ob sie warten oder vor das Haus zurückkehren oder die Story so, wie sie war, mitnehmen sollten.

Nur Harry Radman stand stocksteif da, heiter über die ganze Breite seines fleischigen Gesichtes lächelnd.

14. Kapitel

Die Sonne stand tief und groß über dem Horizont, ein blutroter Ball im Todeskampf, den man furchtlos betrachten konnte. Es war die Tageszeit, zu der sich die Nachtgeschöpfe erhoben, streckten und auf die Stunden ihrer Herrschaft vorbereiteten.

Die Kellner des Birdcage waren mit dem Decken der Tische so gut wie fertig, und Albert, bereits in vollem Kostüm und Make-up, nahm zusammen mit Celsius, der diesmal auf seinen Kaugummi verzichtet hatte, eine Tonprobe vor. Während Albert sein Lied heulte und Celsius seine Pirouetten vollführte, flitzte hinter ihnen ein fremder Gelegenheitsdarsteller über die Bühne, der (oder die?) offensichtlich äußerst dringend einen bestimmten Ort aufsuchen mußte.

Armand stand hinter der Bar und nippte schlechtgelaunt an seinem ersten Glas Wein des heutigen Tages, als ein stämmiger Italiener mittleren Alters – sein Name war Tony – im Unterhemd hereinkam, ein Faß Bier tragend, ohne daß Armand irgendein Anzeichen von Anstrengung an ihm bemerkt hätte. Der Italiener stellte das Faß schwungvoll hinter der Bar ab, und Armand wurde in eine Geruchswolke von gegorenem Hopfen gehüllt. Er rümpfte die Nase, trat zurück und sagte: »Mein Gott, dieser Geruch!«

Tony wischte sich über die Augenbraue und entgegnete: »Eines Tages bringe ich dich noch auf den Biergeschmack, Armand.«

Angewidert schüttelte Armand den Kopf. »Da wird es dir eher gelingen, mich zum Football zu bekehren. Oder zu Frauen.«

Tony lachte, wandte sich um und rief polternd: »Chuck! Der Club macht in fünf Minuten auf! Bring das andere Faß rein!«

Von draußen ertönte eine jugendliche Stimme zurück: »Komme gleich, Dad. Ich pump' nur meinen Schuh auf.«

Tony schüttelte den Kopf und lehnte sich gegen die Bar. »Ich könnte ihn umbringen. Warum habe ich ihm bloß diese Schuhe gekauft?«

Armand antwortete in bittererem Tonfall als eigentlich beabsichtigt: »Weil er jung und rücksichtslos ist, und du bist schwach und schuldbewußt. Und weil er genau weiß, an welchen Fäden er ziehen muß.«

Ein wenig sprachlos ob dieser treffenden Bemerkung, hielt Tony für einen Moment inne, um darüber nachzudenken. »Verdammt, du hast recht«, sagte er dann und hieb seine Faust auf den Tresen. Armand griff rasch nach seinem Glas, das durch die Erschütterung in die Höhe geschleudert wurde, und zog es eng an sich. »Wenn dieser kleine Scheißer kein Sportstipendium bekäme, würde ich ihm die Schuhe eigenhändig von den Füßen reißen.«

Armands Gesicht hellte sich auf. »Du hast mir gar nicht erzählt, daß das Stipendium bewilligt wurde! Das ist ja wunderbar!«

Der andere strahlte. »Ja – drei Colleges wollen ihn.« Er wurde von väterlichem Stolz übermannt und hob verwundert die Schultern. »Weißt du, der Junge hat Talent. Ich habe keine Ahnung, von wem...«

Armand, dessen Verbitterung über Val nun schwand, pflichtete ihm bei. »Ich weiß, es ist erstaunlich. Val macht seinen Abschluß in Ingenieurwissenschaften unter den zwanzig Besten. Und ich weiß nicht einmal, wie ein Klettverschluss funktioniert.«

»Das ist ja toll«, sagte Tony bewundernd. »Unter den zwanzig Besten – ganz große Klasse!« Er schüttelte den Kopf,

nahm eine Zigarette aus einer Schachtel, die er aus seiner hinteren Hosentasche zog, und steckte sie an. »Ist schon komisch, nicht? Als ich geboren wurde, wollte mein Vater, daß ich Präsident würde. Als Chuck auf die Welt kam, dachte ich, daß ich schon zufrieden wäre, wenn er nicht drogenabhängig oder schwul würde.« Plötzlich bleich werdend, sah er Armand entschuldigend an. »Nichts für ungut.«

Armand legte die Stirn in Falten. »Ich bin nicht drogenabhängig«, entgegnete er trocken. Tony lachte erneut, und Armand mußte darüber lächeln, wie leicht er diese potentiellen Rowdys entwaffnen konnte. Er fuhr fort: »Mal ganz im Ernst, Tony, als Val geboren wurde, dachte ich genau dasselbe. Ich wollte, daß die Dinge, für ihn... nun ja, du weißt schon... einfacher würden.«

Tony nickte ernst und nahm einen tiefen Zug. »Na klar, Mann«, sagte er. »Wenn es um die Kinder geht, ist jeder ein Feigling.« Er langte mit einer seiner mächtigen Pranken über den Tresen und klopfte Armand auf den Rücken. Armand glaubte zu fühlen, wie sich in seinem Inneren einige Verbindungen lösten. »Aber im Endeffekt sind sie doch ganz ordentlich geworden, nicht wahr? Sie leben, gehen aufs College, und sie treiben uns ganz langsam in den Wahnsinn.« Bevor Armand dieser letzten Äußerung seinen bissigen Kommentar hinzufügen konnte, drehte Tony sich wieder um und schrie: »He, hast du überhaupt kein Zeitgefühl?«

Armand spähte an Tonys schrankbreiten Schultern vorbei und sah, daß die Frage an Chuck gerichtet war. Tonys Sohn, der jetzt zur Tür hereinkam, trug das zweite Bierfaß mit anscheinend noch größerer Leichtigkeit, als sein Vater das erste getragen hatte. Armand betrachtete bewundernd den angespannten Bizeps und die ausgeprägte Rückenmuskulatur des Jungen, unter dessen milchweißer Wangenhaut sich ein Anflug von Röte abzeichnete. Um den leichten Schwindel, der

ihn erfaßte, zu überwinden, nahm Armand einen kräftigen Schluck Wein.

Dann, während Tony nach draußen ging, ohne seine Sticheleien gegen Chuck einzustellen, wandte Armand seine Aufmerksamkeit wieder der Bühne zu, die unterdessen von den Darstellern verlassen worden war. Im gleichen Moment wurde über die Lautsprecher ein sanfter Rumbarythmus eingespielt. Armand warf einen Blick auf seine Armbanduhr und nickte einem der Kellner zu, die Tür für die abendlichen Gäste zu öffnen.

Lächelnd begrüßte Armand die Hereinströmenden, bis er Agador in der Aufmachung eines französischen Dienstmädchens mit Netzstrümpfen durch den Club huschen sah. Der farbige Hausjunge schlüpfte hinter die Bühne, und Armand schoß ihm nach.

Er tauchte durch die Vorhänge und hätte um ein Haar Cyril umgeworfen, der wie gewöhnlich wegen der Kostüme und Perücken am Rande eines kleinen Nervenzusammenbruchs stand. »Armand«, kreischte er, die Hände vors Gesicht schlagend, »wir haben fast kein Klebeband mehr! Wie soll ich die Mädchen da hinausschicken, wenn sie nicht ordentlich verklebt sind? Das wirkt doch grotesk!«

Armand warf ihm einen beruhigenden Blick zu und fragte: »Wo ist Agador?«

Cyril deutete nur matt zur Treppe.

Armand rannte nach oben.

Val lag auf dem Bett in seinem Zimmer, wo er den ganzen Tag verbracht hatte, und las zum zweitenmal einen alten Roman von Shirley Jackson, den er zurückgelassen hatte, als er seine Sachen für die Schule gepackt hatte. Er hörte das aufgeregte Fußgetrappel auf den Stufen und drehte sich zur Wand, um seinen lächerlichen, unnachgiebigen und lieblosen Vater aus seinen Gedanken zu verbannen. Er vertiefte sich

angestrengt in das Buch, aber es half nichts. Die Stimmen waren zu laut.

»Agador!« rief Armand.

Von nebenan war Agadors schrilles Klagen zu hören. »Was habe ich getan?«

»Wir verändern die Wohnung für morgen abend. Verdammt noch mal!«

Val setzte sich auf, seine Augen leuchteten. Hatte er richtig gehört?

Agador sagte: »Ich weiß. Für die Schwiegereltern, richtig?«

»Genau. Alles Extreme muß verschwinden, und wir können mit dir anfangen. Was ist das für eine Aufmachung? Habe ich dir nicht gesagt, du sollst dir eine Uniform besorgen!«

»Das hier ist doch eine. Bis auf die Schuhe; ich trage niemals Schuhe.«

»Du sollst dir eine *Butleruniform* zulegen, Agador. *Mit* Schuhen.«

»Damit sehe ich trotzdem wie eine Tunte aus.«

»Vielleicht. Aber dann siehst du wenigstens wie eine Tunte in Uniform aus.« Er seufzte. »Gleich morgen früh gehst du los. Ich werde Albert auch früh aus dem Haus bringen – sag ihm, daß er für ein paar Tage gehen muß...«

Val sprang auf und rannte zur Tür.

Agador schmollte. »Wo soll ich denn eine Butleruniform herkriegen? Ich glaube nicht, daß sie unter >B< im Telefonbuch steht.«

Armand wandte sich um und massierte vor Aufregung seine Nasenwurzel. »O Gott, das wird hart...«

»Dad?« Val stand in der Tür zu seinem Zimmer und blickte mit feuchten Augen, aber lächelnd, hinaus.

»Huu-huu, die Garbo ist wieder unter uns«, johlte Agador.

Val ignorierte ihn und blickte seinen Vater liebevoll an. »Danke«, sagte er.

Armand spürte, wie er dahinschmolz, deshalb nahm er all seinen verwundeten Stolz zusammen und sagte: »Tu mir bitte einen Gefallen, Val – sprich mich für eine Weile nicht an.«

15. Kapitel

Erst im Morgengrauen konnten die Keeleys einigermaßen gefahrlos ihr Haus verlassen und sich auf die Reise begeben.

Aber sogar dann liefen noch ein paar vereinzelt Kameras, während ihr Wagen aus der Ausfahrt rollte.

Während die Sonne am Horizont wie ein großer, rosafarbener Kopf zwischen Bettlaken auftauchte, glitt die schwarze Lincoln-Limousine mit der erlaubten Höchstgeschwindigkeit von 65 Meilen pro Stunde über den Highway.

Die Keeleys drängten sich hinten im Wagen, weil Louise sich nicht von ihrer riesigen Louis-Vuitton-Reisetasche trennen konnte. »Du wirst schon sehen«, sagte sie zu ihrem Mann, der das monströse Ding im Kofferraum hatte unterbringen wollen. »Auf so einer langen Fahrt wirst du froh über all die Sachen sein, die ich mitgenommen habe: Kartenspiele, Zeitschriften, Wasserflaschen, Süßigkeiten...« Vor allem letzterer ihrer Schätze fand die Zustimmung des Senators, wie sie schon vorher gewußt hatte.

Jetzt, nach einer halben Stunde Fahrt, hatte sie allerdings ihre Meinung trotz der getroffenen Vorkehrungen geändert. »Kevin, bitte«, sagte sie, als die verlockenden Lichter des Flughafens in ihr Sichtfeld kamen. »Laß uns einfach ein Flugzeug chartern.«

Der Senator, der ein Schokoladenbonbon lutschte, schüttelte den Kopf. »Nein. Wir dürfen den Wagen nicht verlassen. Wenn wir das tun, werden wir sofort entdeckt.«

Mrs. Keeley wühlte in ihrer Tasche. »Vielleicht nicht. Ich habe dunkle Sonnenbrillen für uns gekauft, für den Fall, daß

die Sonne stark scheint. Und ein paar alte Anglerhüte, damit wir keinen Sonnenbrand auf der Nase bekommen. Und für Barbara und mich ein paar zusätzliche Schals. Wenn wir die anziehen, dann sind wir – wie heißt das Wort – inkognito?»

Barbara kicherte. Weil ihre Eltern sie erstaunt ansahen, entschuldigte sie sich: »Es tut mir leid. Eine dumme Erinnerung. Als ich das Wort zum erstenmal hörte, in einem alten Film, da dachte ich, es hieße etwas ganz besonders Tolles.« Ihr Eltern starrten sie weiterhin verständnislos an. Barbara lehnte sich vor und lächelte.

»So wie: »Sie ist inkog-niedlich.« Als die beiden noch immer keine Reaktion zeigten, lehnte sie sich zurück und sagte schmollend: »Ich war vier, okay?«

Der Senator wandte sich wieder an seine Frau: »Das hier ist kein Fernsehkrimi, Louise. Das ist das richtige Leben. Ein erwachsener Mann, der einen schäbigen, alten Anglerhut, eine dunkle Sonnenbrille und dazu einen Siebenhundert-Dollar-Anzug trägt, wird wohl kaum der Aufmerksamkeit gewisser Leute entgehen. Warum setze ich mir nicht einfach eine dicke rote Clownnase ins Gesicht und fertig?«

Mrs. Keeley schloß ihre Tasche und sah verärgert zum Fenster hinaus. »Schön. Dann fahren wir eben den ganzen Weg nach South Beach wie geplant. Wir werden genau rechtzeitig kommen, um Mrs. und Mr. Coleman in vollständig zerknitterten Kleidern, mit zerzausten Haaren und absolut steifgesessenen Gelenken zu begegnen. *Perfekt!* Nach allem, was sie mit Sicherheit schon über die schreckliche, skandalumwitterte Keeley-Familie gehört haben – warum sollen wir da nicht ankommen und aussehen, als wären wir gerade aus unseren Gräbern gekommen?«

»So sind sie nicht«, protestierte Barbara. »Sie haben keine Vorurteile. Ich meine... ich meine...«

Ihre Eltern sahen sie erwartungsvoll an.

»Vergeßt es«, sagte sie. Die Fahrt bis South Beach war lang; es wäre besser, ihnen die Mitteilung erst zu machen, wenn es zur Umkehr zu spät sein würde. Zum Beispiel in dem Moment, da sie bei den Goldmans vor der Tür anhielten.

Der Chauffeur nahm all diese Vorfälle kommentarlos hin, wie es seiner Aufgabe entsprach. Von Zeit zu Zeit blickte er in den Rückspiegel, um festzustellen, ob ihnen der silbergraue Ford Escort noch folgte, der manchmal direkt hinter ihnen fuhr und manchmal ein oder zwei Autos zwischen sie ließ. Im Moment fuhr der Verfolger besonders dicht auf, und im heller werdenden Tageslicht sah der Fahrer – wie erwartet –, daß einer der beiden Männer in dem Ford der hünenhafte Reporter war, der ihm ein so beträchtliches Bündel Geldscheine zugesteckt hatte.

16. Kapitel

Was für eine schöne Überraschung war es für Albert gewesen, als Armand ihm vorgeschlagen hatte, den Vormittag am Strand zu verbringen. Wie galant von ihm... und wie romantisch! Ganz wie damals vor vielen Jahren, als Albert sich in ihn verliebt hatte. Und nun, da sie mitten in einer Familienkrise steckten und Albert eine neue, schwierige Nummer einstudiert hatte, ging Armand mit ihm an den Strand! Er betrachtete sich im Spiegel und steckte ein paar lose Strähnen unter seinen Strohhut. Kaum zu glauben, daß sie wirklich ans Meer wollten. Er könnte sich direkt noch einmal in Armand verlieben!

Es war einer dieser wundervollen Tage, die South Beach zum bevorzugten Spielplatz des Jet-sets gemacht hatten. Heute war hier alles vertreten: Möchtegern-Supermodels schlenderten in all ihrer Pracht lässig über den weißen Sand zum Wasser; tiefgebräunte, durchtrainierte schwule Jungs in hautengen Badehosen hielten demonstrativ Händchen; ein Schwarm johlender, klatschender Lesben legte ein rasantes Volleyballspiel hin; bleiche Touristen warfen begeistert alles außer ihren Kameras von sich, um in den Strahlen des großen goldenen Ra zu baden. Es war eine durch und durch heidnische Szenerie. Albert spürte zwar schon bei dem Gedanken daran, wie Val und seine Braut in einer kleinen christlichen Kapelle in den heiligen Stand der Ehe traten, daß sich ihm die Kehle vor frommer Erregung zusammenzog, aber am nächsten fühlte er sich Gott angesichts dieser heidnischen Lebensfreude. Warum kamen sie nicht öfter hierher? Wie hatten sie das alles nur vergessen können? Der liebe Armand...

All das ging ihm durch den Kopf, doch er sagte nur: »Oh, wie ich die Sonne *liebe!*«

Glücklich und zufrieden saß er mit Armand unter einem großen Sonnenschirm und genoß die Wärme. Armand, der Safarimütze und Sonnenbrille trug, las in einem Jackie-Collins-Roman. Albert öffnete den Knopf seines langärmligen Hemdes und ließ sich von der herrlichen Sonne am Hals kitzeln.

Armand ließ seufzend das Buch sinken. »Ist es nicht wundervoll?« fragte er. Mit zusammengekniffenen Augen sah er Albert an und meinte besorgt: »Du könntest wirklich etwas mehr Sonne vertragen. Nimm dir doch ein paar Tage frei... du siehst müde aus.«

Die Diva in Albert, unsterblich und alterslos, war augenblicklich alarmiert. »Was willst du damit sagen?«

»Ich... gar nichts.« Er wandte sich wieder seinem Buch zu.

Beunruhigt blickte Albert auf seine Arme: Sie waren ein wenig fahl, das war schon richtig. Aber müde? Albert? *Starina?*

Verstört unterbrach er Armands Lektüre. »Du wolltest doch bestimmt mehr damit sagen.«

Armand wandte sich ihm zu, hielt aber das Buch auf seinem Schoß geöffnet. »Wollte ich nicht, ich schwöre es dir.« Eine kurze Pause folgte. »Ich meinte nur, daß du müde aussiehst.«

Albert kniete sich hin und stemmte die Hände in die Hüften. »Müde heißt *alt!* ›Du siehst müde aus‹ bedeutet ›Du siehst alt aus‹. Und ›Du siehst erholt aus‹ bedeutet ›Du hast dich liften lassen‹.« Wütend begann er, seine Sachen in die Strandtasche zu stopfen.

»Aber nein«, behauptete Armand mit einem wenig überzeugenden Lachen. »Du siehst wundervoll aus! Viel zu gut, um immer nur zu Hause zu sitzen!« Armand war heute seltsam nervös, aber Albert war zu verärgert, um sich

Gedanken darüber zu machen. Sonst hätte er vielleicht den verstohlenen Blick bemerkt, den Armand auf die Fenster ihrer Wohnung warf, hinter denen schemenhaft ein geschäftiges Treiben zu erkennen war.

Was er nicht sehen konnte, war, wie Kiko und Dante (natürlich nicht in ihren Kostümen) geschäftig Alberts Perücken aus dem Schlafzimmer und die Treppe hinunter in den Nachtclub schafften, während Wilhelmina und Lola, heute ebenfalls in maskulinem Outfit, ein gewaltiges Ölgemälde entfernten, das einen beeindruckend ausgestatteten Satyr zeigte. Die Leitung all dieser Aktivitäten hatte Cyril übernommen, der eine schwarze Hose für Agador absteckte. Wenn er sich schon als Butler verkleiden sollte, dann wollte Agador wenigstens eine maßgeschneiderte Uniform tragen.

»Nicht zu kurz«, ordnete er an. »Und vorn mit einer Armani-Schnalle.«

Val tauchte mit einem Magazin in der Hand aus dem Badezimmer auf. Er wirkte ziemlich verstört. Die

Illustrierte in die Höhe haltend, fragte er: »Wer hat den *Playboy* ins Badezimmer gelegt?«

Kiko meldete sich stolz. »Laß ihn nur da. *Die* lesen so etwas.«

Val ließ die Zeitschrift in den nächsten Papierkorb fallen und drohte den Mädchen mit dem Finger. »Hört mal, ihr sollt nichts dazutun! Es genügt, wenn ihr Sachen wegschafft, und zwar schnell. Diese Wohnung muß bis sechs Uhr normal aussehen!«

Nur wenige hundert Meter entfernt versuchte Armand den empörten Albert einzuholen. »Laß uns einen Schaufensterbummel machen«, schlug er fröhlich vor.

Zutiefst verletzt wandte Albert das Gesicht ab. »*Nein*, danke. Ich will nach Hause. *Mir ist der Tag verdorben.*«

Armand breitete die Arme aus und streckte sie der Sonne entgegen. »Dieser Tag? *Dieser* Tag ist verdorben? Unsinn!« Er nahm Albert am Arm. »Komm schon, ich kaufe dir, was du willst.«

Albert blieb stehen und sah Armand prüfend an, um festzustellen, ob er es ernst meinte. Das Angebot klang so gar nicht nach Armand.

In seinen Augen las er den verzweifelten Wunsch zu gefallen. »Also gut«, meinte er. »Ich muß nur vorher meine Schuhe wechseln.«

Armand packte ihn am Arm und führte ihn in die entgegengesetzte Richtung. »Nicht nötig. Ich kaufe dir ein Paar neue.«

»Ich habe keine Socken an. Armand, warum können wir nicht nach Hause gehen? Was ist los?«

Armand verlangsamte seinen Schritt. »Nichts. Gar nichts.«

Er hätte genauso gut ein T-Shirt mit der Aufschrift ICH LÜGE tragen können. Albert schnaubte verächtlich und machte sich wild entschlossen auf den Weg zu ihrem Haus.

Er mußte Albert unbedingt aufhalten! Armand schoss ein Dutzend Einfälle durch den Kopf. In seiner Panik griff er zu der schwächsten Ausrede, die ihm in den Sinn kam.

»Oh! – Ich... ich habe mir mein... Dingsbums verletzt.« Er faßte sich ans Handgelenk. Dann überlegte er es sich anders, fing an zu humpeln und verbesserte sich: »... meinen Knöchel.«

»Deinen was?« Albert wandte sich langsam um und sah ihn mißtrauisch an.

»Meinen Knöchel. Au!« Er verzerrte vor Schmerzen das Gesicht. »Ich fürchte, ich schaffe die Treppe nicht.« Er lehnte sich gegen einen Laternenpfahl und hielt einen Fuß in die Luft, als könne er ihn nicht belasten.

Albert kam zu dem Schluß, daß Armand so etwas Schwerwiegendes wie eine Verletzung nicht vortäuschen würde. Mütterlich besorgt schlug er vor: »Willst du hier warten, während ich dir etwas Eis hole?«

»Nein! – Nein, ich... äh, es ist nur...« Er sah besorgt zu den Fenstern ihrer Wohnung hinauf, aber sie standen jetzt zu dicht vor dem Haus, im falschen Winkel, so daß er nicht sehen konnte, was oben vorging.

Drinnen wurden unterdessen Fortschritte erzielt, bedeutende Fortschritte. Fast die gesamte Rokokodekoration, die die umfangreiche Sammlung nackter Statuen und Phalli umgeben hatte, war entfernt worden, wie natürlich auch die Nackten und Phalli selbst. Val nahm soeben einen letzten Kontrollgang durch die Wohnung vor, um sicherzustellen, daß er keine dekadenten Einrichtungsgegenstände übersehen hatte. Erst vor ein paar Minuten war ihm siedendheiß eingefallen, daß die Abdeckung des Lichtschalters in der Waschküche ein Bild von Michelangelos David zierte, wobei an der Stelle, an der sich der Perus befunden hätte, der Lichtschalter durchragte. Er hatte noch immer keinen Schraubenzieher gefunden, um das zu beseitigen. Als er in die Diele kam, stieß er fast mit Dante und Beatrice zusammen, die einen riesigen Elchkopf durch die Tür bugsiierten.

Val traf fast der Schlag. »W-was ist denn das?«

Beatrice kicherte und küßte den Elch auf die Schnauze. »Ist doch irre, oder? Er stammt aus dem Antiquitätengeschäft unten an der Straße.« Val schoß die Röte ins Gesicht. Sie sah ihn fragend an. »Zu auffällig?«

Val biß die Zähne zusammen. »Ihr sollt nichts dazutun!«

Die Mädchen schwiegen enttäuscht ob dieser mangelnden Wertschätzung ihrer Kreativität. Plötzlich erklang hinter ihnen im Treppenhaus Alberts Stimme. »... ich wünschte, du würdest mir endlich aus dem Weg gehen, Armand.«

Armands überlaute Antwort war offenkundig als Warnung an die im oberen Stockwerk gedacht. »Es tut mir leid! Ich kann einfach nicht schneller gehen...«

Val und die Mädchen erstarrten. Dann zischte Val: »Bringt den Elch in mein Zimmer!« Sie sahen sich verwirrt in der Wohnung um, bis Val auf die Tür am Ende des Ganges deutete. »In *mein* Zimmer.«

Sie stoben davon, wobei der Elchkopf zwischen ihnen bedrohlich ins Schlingern geriet. Val folgte ihnen und schickte Cyril und die anderen Mädchen in den Club zurück. »Nach unten, sofort!« befahl er mit gedämpfter Stimme. Er hielt ihnen die Tür auf.

»Aber... wir sind noch nicht ganz fertig«, protestierte Cyril, während er Agadors Hose zusammenlegte. »Was ist denn los?«

»Albert kommt die Vordertreppe herauf«, erklärte Val. Das war genug. Cyril beamte sich geradezu nach unten. Er hatte keine Lust, die häßliche Szene mitzuerleben, die ihnen bevorstand.

Agador erschien in Unterwäsche oben an der Treppe, wohin er sich entgegen der allgemeinen Marschrichtung durchgekämpft hatte. »Was ist los?« fragte er.

»Zurück nach unten, aber sofort«, fuhr Val ihn an. »Beeil dich!«

Agador warf ihm einen trotzigem Blick zu, stemmte die Hände in die Hüften und erklärte: »Dein Vater hat

mich eingestellt, und dein Vater kann mich entlassen; in der Zwischenzeit darf nur *er* mich herumkommandieren – nicht *du*, Milchgesicht. Dir tue ich höchstens schon mal einen Gefallen, aber dies hier war wohl der letzte.« Er ließ einen Schraubenzieher zwischen Daumen und Zeigefinger einer ausgestreckten Hand baumeln.

Val schnappte sich den Schraubenzieher und steckte ihn in die Tasche. Eben wollte er Agador rücklings durch die Tür zum Club hinausschieben, als er hörte, wie die Schritte auf der Vordertreppe den Absatz vor der Tür erreichten. Um einen lauten Streit zu vermeiden, sagte er zu Agador: »Also gut, bleib hier, aber versteck dich.« Etwas verwirrt, aber entzückt über diese Intrige, tauchte Agador hinter einen Diwan.

Val drückte die Tür ins Schloß und rannte in die Eingangsdiele. An die Wand gepreßt, erwartete er ängstlich Alberts Erscheinen.

Inzwischen war es Albert gelungen, den immer stärker hinkenden Armand bis an die Tür zu schleppen. Gerade als Albert die Klinke herunterdrücken und die Tür öffnen wollte, sackte Armand völlig zusammen. Albert ging unter seinem Gewicht fast zu Boden. »*Oooh*«, stöhnte Armand. »Ich glaube wirklich, ich brauche einen Arzt...«

Albert schnaubte. »Sei nicht kindisch.« Er zog Armand in die Höhe. Es war immer wieder überraschend, wie stark Albert war. Vorsichtig schob er Armands Hosenbein hoch und untersuchte den Knöchel. »Ich sehe noch nicht einmal eine Schwellung. Komm, wir sind da.« Er stieß die Tür auf und schleifte Armand in die Wohnung.

Hier fanden sie Val vor, in eine Ecke gedrückt und blöde lächelnd. Was hatte der Junge nur? »Vallie, Liebling«, herrschte Albert im Befehlston. »Steh nicht nur dumm herum. Hilf mir, deinen Vater auf einen Stuhl...« In diesem Augenblick bemerkte er, was mit der Wohnung geschehen war. Er schrie auf und ließ Armand los, der hart zu Boden fiel.

»Uff«. Armand kämpfte sich mühsam wieder auf die Beine. »Was ist los?«

Albert rang die Hände, während er auf die gähnende Leere vor sich starrte. »Wir sind beraubt worden!«

In einem verzweifelten Versuch, die drohende Katastrophe abzuwenden, erklärte Val: »Nein, Albie, wir... ich habe nur ein paar Sachen weggeräumt. Es wird alles wieder da sein, wenn du zurückkommst.«

Albert sah ihn verständnislos an. »*Zurückkomme?* Wohin gehe ich denn?«

Val drehte sich zu Armand um, der seine Hose glattstrich. »Hast du es ihm denn nicht gesagt?«

Albert wandte sich an Armand. »*Was? Was gesagt?*«

Armand hörte auf, den Verletzten zu spielen, und richtete sich zu voller Größe auf. Er holte tief Atem und sagte: »Vals Verlobte kommt heute abend mit ihren Eltern. Und wir...« Er suchte moralische Unterstützung in Vals Blick. »... wir dachten, es sei vielleicht besser, wenn du nicht hier wärst.«

Eine entsetzliche Pause folgte – eine Pause, in der Galaxien hätten in Flammen aufgehen können und es vielleicht auch taten. Dann erwiderte Albert beängstigend ruhig: »Ich verstehe.« Mit großer Geste sank er auf den Stuhl, den er eigentlich für den verletzten Armand vorgesehen hatte, und wiederholte: »Ich verstehe.«

Val hätte vor Scham im Erdboden versinken mögen. »Nur für heute abend«, bat er in flehentlichem, jämmerlichem Ton.

Albert biß sich auf die Unterlippe und wandte sich von ihm ab – von ihnen allen ab. »Ich verstehe«, erklärte er, majestätisch leidend wie Greer Garson. »Nur solange Leute hier sind. Das ist schon in Ordnung, mein Liebling. Es macht mir nichts aus. Es tut zwar weh, aber das ist unwichtig. Ich gehe. *Das Monster*. Das Ungeheuer geht. Ihr seid in Sicherheit.«

Er erhob sich und schritt zur Tür hinaus. So mußte Maria Stuart den Gang zu ihrer Hinrichtung angetreten haben.

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen. Dann sagte Armand fröhlich: »Das lief ja wunderbar!« Er zwinkerte Val zu und lief Albert nach.

Val blieb an der Tür stehen, innerlich noch zu angespannt, um sich zu bewegen. Dante und Beatrice tauchten aus seinem Zimmer auf, den Elchkopf noch immer hinter sich herschleppend. Auch Agador kam langsam hinter dem Diwan hervorgekrochen.

Sie alle starrten auf die Wohnungstür, als erwarteten sie ein Nachbeben. Als nichts geschah, klatschte Agador in die Hände und meinte: »Also gut!« Er hob eine Augenbraue und fragte Val: »Soll ich das Mittagessen bestellen?«

17. Kapitel

Albert war völlig durcheinander. Er war fest entschlossen, dieses Haus zu verlassen, einfach immer weiterzugehen, bis er ans Meer käme und ins Wasser ginge, das seinen Kopf bedecken, seine Lungen füllen und sein Leben schnell und barmherzig beenden würde. Dennoch lauschte er, während er die Treppe hinunterschritt, auf das Geräusch nachfolgender Schritte und darauf, daß Armand ihn rief, um ihn aufzuhalten.

Nicht daß er sich hätte aufhalten lassen. Mit dieser Demütigung, die auf seiner Seele lastete, wollte er nicht weiterleben. Ihm blieb einzig ein schneller, poetischer Tod.

Aber warum zum Teufel ließ Armand sich so viel Zeit?

Er war bereits unten in der Eingangshalle angelangt, und noch immer war kein Verfolger zu hören. Er würde doch nicht tatsächlich über den Strand laufen müssen wie ein melodramatischer Idiot!

Endlich erklangen Armands Schritte auf der Treppe. Albert hielt an der Haustür inne und setzte seine Miene tödlich verwundeter Würde wieder auf. Dann öffnete er die Tür und trat zum letzten, zum allerletzten Mal in die Welt hinaus.

Als er sicher war, daß Armand ihm folgte, beschleunigte er seinen Schritt und stob davon. Armand, der Wein und Naschereien ein wenig zu sehr liebte, schnaufte wie ein gestrandeter Wal, während er ihm hinterherlief. Die beiden gaben ein Bild für die Götter ab: zwei auffällig gekleidete Männer in mittleren Jahren, die einander nachliefen. Der eine in Tränen aufgelöst, der andere flehentlich bittend, fegten sie an Straßencafés vorbei und über Marktplätze, zur allgemeinen Verwunderung der Passanten.

Als Armand endlich nah genug heran war, um Albert eine verschwitzte Hand auf die Schulter zu legen, wirbelte dieser herum und kreischte: »Geh weg! Ich *hasse* dich! Ich will dich *nie wieder* sehen!« Dann machte sich seine Anspannung im unvermeidlichen Tränenschwall Luft. »Mir bricht das Herz!« Erbärmlich schluchzend hielt er die Hände vor sein Gesicht.

Armand hüpfte um ihn herum wie ein eifrig bemühter Kammerdiener. »Mein Gott, *bitte*. Hör auf zu weinen. Es ist alles in Ordnung. Natürlich kannst du bleiben.«

Als Antwort auf diese Herablassung plusterte Albert sich auf wie ein Gockel: »Nein.« Seine Tränen waren schlagartig versiegt. »Ich will nicht bleiben, wo man mich nicht will. Wo ich nach Belieben hinausgeworfen werden kann, entrechtet und...«

»Ich habe die Unterhaltsvereinbarung zu Hause«, erklärte Armand.

Das nahm Albert den Wind aus den Segeln. Sein Unterkiefer klappte nach unten. »Du lügst«, entgegnete er. Unsicher trat er ein paar Schritte zurück. Armand streckte die Hand aus, um ihn zu stützen.

Auf der anderen Straßenseite zeigte eine Gruppe von Teenagern mit Fingern auf die beiden und brach in lautes Gelächter aus. Albert bemerkte es kaum. »Das war zuviel für mich.« Er preßte seine bebende Hand an die Stirn. »Das war zu häßlich. Es hat zu weh getan. Fühle bitte meinen Puls. Ist alles in Ordnung?«

Armand legte zwei Finger auf Armands Handgelenk. Nach einer kleinen Pause begann er, ihn tröstend zu streicheln. »Mein Gott, *er rast*. Wir müssen dich aus der Sonne bringen.«

Er führte ihn an einen der von Sonnenschirmen beschatteten Tische eines nahen Cafés. Mehrere Gäste, die sie zuvor offen angestarrt hatten, wandten sich jetzt ab und gaben vor, sie nicht zu bemerken.

Während Armand Albert einen Stuhl hinschob, kam ein Kellner herbeigeeilt. Noch bevor er etwas sagen konnte, befahl Armand: »Wasser, bitte. Schnell!« Der Kellner machte auf dem Absatz kehrt und verschwand.

Armand setzte sich und blickte Albert an, der aschfahl im Gesicht war.

»Das ist mein Ende.« Albert starrte mit gesenktem Haupt in seinen Schoß. »Es ist das Ende, ich fühle es.«

»Bleib ganz ruhig. Atme, atme...«

»Ach, was gäbe ich jetzt für eine Pirin-Tablette!«

Der Kellner war schon zurück. Er brachte einen Krug und zwei Gläser, die er vor Armand abstellte. Der nickte und sagte: »Danke. Und das Übliche bitte.«

»Sofort, Señor Goldman.«

Albert sah auf. Erst jetzt bemerkte er, daß sie sich im Café Parezi befanden, das kaum zwei Blocks vom Club entfernt lag. Die verzweifelte Flucht durch die Stadt mit Armand auf den Fersen – hatten sie tatsächlich nur zwei Blocks zurückgelegt? Wie das Trauma einem das Zeitgefühl raubte!

Er war so erstaunt über diese Erkenntnis, daß er ganz ruhig sitzen blieb, während Armand eine Serviette in sein Wasserglas tauchte und ihm damit den Nacken kühlte. Durch die erfrischende Berührung erwachte er aus seiner Erstarrung und stöhnte erleichtert. »Das ist besser.«

»Hör zu, Albert, es hat nichts mit dir zu tun. Es ist nur, weil die Eltern des Mädchens Arschlöcher sind. Val ist ganz verrückt nach dir.« Armand tauchte die Serviette erneut in das Eiswasser und legte sie wieder auf Alberts Nacken.

»Ist er das? Oh, das tut gut. Du bist so lieb. Das Wasser ist so schön kühl.« Er nippte an seinem Glas. Allmählich fand er zu sich selbst zurück. Er hatte seinen Auftritt gehabt. Armands zärtliche Fürsorge, seine Liebesbeteuerungen und die kühlende Serviette hatten seinen Leidenswillen untergraben. Er brachte

sogar ein wenig Verständnis für Armands Sicht der Dinge auf. »Vielleicht... vielleicht wäre es wirklich ein bißchen viel, mich gleich beim ersten Besuch als Vals Mutter vorzustellen. Du könntest sagen, ich sei ein Verwandter, der zufällig vorbeigekommen ist. Vals Onkel. Onkel Al.«

Die Hand, die die Serviette hielt, erstarrte. Armand blickte ihn zweifelnd an. »Welchen Unterschied würde das machen? Du wärest Vals schwuler Onkel Al.«

Albert schürzte die Lippen. »Ich könnte einen Hetero spielen.«

Armand lachte spöttisch. »Also, bitte. Schau dich an. Sieh nur, wie du dein Glas hältst.« Zu seiner Überraschung stellte Albert fest, daß er den kleinen Finger abspreizte, wie um jemandem zu winken. »Und wie du dasitzt«, fuhr Armand fort. Albert betrachtete sich eingehend. Er saß aufrecht auf der Stuhlkante, eine Hand in den Schoß gelegt, die Füße züchtig gekreuzt – ein wenig wie Königin Elizabeth II. bei der Eröffnung einer Parlamentssitzung.

»Was ist falsch daran, wie ich sitze?« fragte er abweisend. »Kinder werden eigens auf Schulen geschickt, um das zu lernen!«

»Ja, auf *Mädchenschulen*. Das wollte ich damit sagen.« Armand lehnte sich zurück, als halte er die Diskussion damit für beendet.

Aber Albert gab nicht auf. Er zog bewußt den kleinen Finger ein und fragte: »Und was ist mit dir? Es merkt doch jeder, daß du kein Kultur-was-auch-immer bist. Du warst in deinem ganzen Leben in keinem Museum, und außerdem ißt du wie ein Schwein.«

»Albert, diese Leute sind extrem konservativ. Es ist ihnen egal, ob du schon einmal ein Museum von innen gesehen hast. Sie wollen wissen, ob du Golf spielst. Es interessiert sie auch

nicht, ob du ein Schwein bist, Hauptsache, du bist nicht schwul.«

Der Kellner brachte zwei Clubsandwiches. »Wie bestellt, das Übliche, Sir!« sagte er stolz und war im Handumdrehen wieder verschwunden.

Albert starrte auf sein Sandwich, ohne wirklich etwas zu sehen. Trübsinnig ließ er die Schultern hängen und seufzte.

Armand wollte es das Herz brechen. Das war also der Preis seines Sieges? Was tat er da eigentlich? Das war doch Albert – Albert, seine Sonne, sein Mond und seine... was immer sonst in den Liedern besungen wurde. Er legte seine Hand in Alberts Hand. »Ach, scheiß auf sie!« beschwichtigte er mit schiefem Grinsen. »Natürlich gehst du als Onkel durch, du bist schließlich Schauspieler. Und ich bin ein guter Regisseur! Zusammen können wir alles...« Ein kurzes Aufflackern von Selbstzweifeln. »...fast alles erreichen.«

Augenblicklich hellte sich Alberts Miene auf; Traumata gingen durch ihn hindurch wie durch ein Sieb. »O Armand! Wirklich?«

»Selbstverständlich. Wir haben noch...« Er sah auf die Uhr. »... fünf Stunden. Fangen wir an. Zuerst kümmern wir uns um deinen kleinen Finger.«

»Was stimmt denn nicht mit meinem kleinen Finger?«

Albert sah blitzschnell prüfend auf seine Hand – zu spät.

»Du spreizt ihn schon wieder ab«, erklärte Armand. »Runter damit. Und beug dich nicht so vor, sitz gerade!«

Er schlug Albert auf den Rücken.

Albert schwankte unter dem Schlag, als handle es sich um einen Überfall. »O mein Gott! Bist du *verrückt* geworden?« Abwehrend hob er die Arme, um sich vor Armands nächstem Hieb zu schützen. »Was tust du?«

»Hör auf zu jammern. Ich lehre dich, ein Mann zu sein.«

Eine Frau am Nachbartisch hörte diese Worte. Sie rollte die Augen und flüsterte ihrer Freundin zu: »Das nenn ich den Bock zum Gärtner machen...«

Armand rückte seinen Stuhl zurecht und nahm sein Sandwich in Angriff. »Es ist eine Einladung zum Abendessen, also werden wir essen üben. Streich Senf auf das Brot. Nicht mit dem Löffel! Du sollst keine kleinen Kleckse machen. Nimm das Messer und streich kräftig.« Er nahm den oberen Teil seines Sandwiches ab und machte es dem armen Albert vor, der hilflos herumfummelte. »Männer *schmier*en, Albert. Und runter mit dem kleinen Finger!« Er verteilte eine dicke Schicht Senf auf seinem Toastbrot. »Deine Finger sind aus Stahl – versuch dir das vorzustellen. Nicht zittern! Du mußt das Messer richtig festhalten – mit Kraft.«

Albert versuchte, es Armand gleichzutun, aber die Sache glitt ihm aus den Händen. »Mein Gott!« kreischte er. »Ich habe den Toast durchbohrt!«

»Na und? Das Wichtigste ist, nicht aufzugeben. Benimm dich wie ein Mann. Bleib ruhig. Sag dir einfach › Albert, du hast ein Loch in den Toast gebohrt. Na und? Das Leben geht weiter.‹ Versuch's noch einmal.«

Albert fühlte sich plötzlich, als entdecke er eine völlig fremde Welt. »Du hast recht, du hast recht.« Er legte das Messer beiseite und sah Armand bewundernd an. »Kein Grund zur Hysterie. Ich muß nur daran denken, daß es noch mehr Toast im Leben gibt.«

Armand grinste ihn an. »Gut so! Jetzt zu deinem Gang.«

»Mit dem Sandwich in der Hand?«

»Das ist egal. Geh einfach.«

Nach einem Augenblick der Unentschlossenheit legte Albert das Sandwich auf den Teller, erhob sich und durchquerte das Café. Eine Familie mit Zwillingen starrte ihn unverhohlen an, bestimmt hatten sie noch nie im Leben jemanden wie ihn

gesehen. Er ging, als trage er ein rohes Ei zwischen den Schenkeln.

Als er sich umwandte, sah er Armand mißbilligend den Kopf schütteln. »Zu weibisch?« fragte er.

Armand überlegte einen Augenblick. »Du brauchst ein Vorbild. Denk an John Wayne. Das klingt vielleicht ein wenig abgedroschen, aber er ist ein gutes Vorbild.«

»John Wayne?«

»Du bist doch ein Fan von ihm. Ich habe dich stundenlang vor seinen Filmen sitzen sehen.«

»Wegen Maureen O’Hara!«

»Egal warum, du hast ihn oft genug gesehen. Du kennst ihn! Sein Gang ist besonders typisch und leicht zu imitieren. Und wenn irgendwer ein richtiger Mann war... Versuch’s mal. Steig vom Pferd und geh in den Saloon. Los!«

Die kleinen Zwillinge kriegten sich nicht mehr ein, als Albert von seinem imaginären Pferd stieg – er erinnerte dabei stark an Margaret Fonteyn in *Schwanensee* – und zu Armand schritt, wobei er die Knie zusammenpreßte und mit den Hüften wackelte.

Als er den Tisch erreichte, erkannte er an Armands leerem Gesichtsausdruck, daß etwas nicht stimmte. »War es nicht gut?«

»Ehrlich gesagt... hervorragend!« Er zuckte die Achseln. »Mir war nur nicht klar, daß John Wayne so geht.«

Albert schenkte ihm ein strahlendes Lächeln, dann drehte er seinen Stuhl um und schwang sich rittlings darauf. »Einen Daiquiri, bitte.«

Armand runzelte die Stirn. »Albert, um Himmels willen, es ist mitten am Tag.«

»Versteh doch«, erwiderte dieser im Bühnenflüsterton. »Ich bin gerade in den Saloon gekommen und bestelle!«

»Aha!« Armand nahm das Stichwort auf. »Also, gehen wir's richtig an.« Wie ein ungehobelter Barmann beugte er sich vor und sagte: »Du willst wohl ein blaues Auge, wie?«

Albert wich zurück, wobei er die Hände schützend vors Gesicht hielt. »Oh, bitte nicht noch einmal schlagen!«

18. Kapitel

Senator Keeley trug einen alten Anglerhut und eine dunkle Sonnenbrille. Zum Teufel mit Louise und ihren Ideen – aber wo sie recht hatte, hatte sie recht. Er hatte das Steuer übernommen, um dem erschöpften Fahrer eine Pause zu gönnen. Auf keinen Fall wollte er anhalten; es war das beste, die ganze Strecke in einem durchzufahren.

Er sah in den Rückspiegel. Louise und Barbara drängten sich auf einer Seite des Rücksitzes zusammen, um jede Berührung mit dem Fahrer zu vermeiden, der im Schlaf alle viere von sich streckte.

Er betrachtete Louises angespanntes, besorgtes Gesicht. Eine gute Frau, Louise. Manchmal war sie ein wenig stur und widerspenstig, aber im Grunde eine gute Seele. Immer an seiner Seite, nie sah sie zurück. Nie hatte sie gesagt: Warum hast du dich mit Senator Jackson eingelassen, ich hatte dich ja gewarnt. Nie ein Wort des Vorwurfs. Er wußte das zu schätzen. Ein wahrer Segen, eine solche Frau.

Barbaras Gesicht zeigte keine Spur von Sorge. Nur Wut. Das Aussehen hatte sie von ihrer Mutter, den Mut von ihrem Vater. Ewig zupfte sie an ihrem Haar. Diesen Tick hatte sie schon als Kind gehabt. Zupfen, zupfen, zupfen. Sie hatten alles versucht, um es ihr abzugewöhnen. Hatten versucht, sie zu bestechen, mit Geld, mit Partys. Hatten sie bestraft, ihr Dinge verboten. Daraufhin hatte sie angefangen, Nägel zu kauen, und er und Louise waren zu dem Schluß gekommen, daß das Gezupfe im Grunde gar nicht so schlimm war.

Was für ein Junge war dieser Coleman? War er gut genug für Barbara? Louise klammerte sich an die Idee einer großen

Hochzeit wie an einen Strohhalm, weil sie sich schämte, mit Jackson in Verbindung gebracht zu werden. Aber war eine Hochzeit wirklich die Lösung? Ja, wenn es die richtige Familie wäre, mit dem richtigen Hintergrund. Aber dieser Coleman – ein Kulturattaché? Was sollte das sein? Es klang zu europäisch. Was, wenn die Frau Griechin war? Irgendeine sonnengebräunte Athenerin, die mit Unmengen von goldenen Armreifen herumließ? Vielleicht war er ein dünner Playboy mit Schmalztolle, der ununterbrochen Champagnerkorken knallen ließ. Die Sache könnte in einer Katastrophe enden, Louise war sich dessen nur nicht bewußt. Darum war es auch so wichtig, so schnell wie möglich anzukommen. Die Lage würde er erst beurteilen können, wenn er die Eltern gesehen hatte. Wenn sie so schlimm waren, wie er befürchtete, könnte er Barbara die Sache eventuell noch ausreden. – Nein, das würde ihm nie gelingen, aber er könnte sie überreden zu warten, eine einjährige Verlobungszeit einzuhalten. Er würde versuchen, sie zu bestechen, mit einem Haus in Georgetown vielleicht oder einem neuen Auto. Irgend etwas würde ihm schon einfallen.

Nach einem erneuten Blick auf Barbara änderte er seine Meinung. Nein, das würde nie funktionieren.

Dieser verdammte Jackson! In diesem ganzen Trubel hatte er noch keine Zeit gehabt, sich darüber klar zu werden, was für ein mieser Heuchler der Mann gewesen war, der ihn in diese Lage gebracht hatte. Das Geschwätz über den Verfall christlicher Werte, über die Degeneriertheit, die an die Stelle der Moral getreten war, das ganze Theater, daß sie sich ins Zeug legen mußten, um das Land zu Gott zurückzuführen, wo er doch die ganze Zeit – die ganze Zeit! – ein Doppelleben geführt hatte. Keeley hatte für ihn seinen Ruf aufs Spiel gesetzt, seine Karriere, seine Familie, und der alte Bock vergnügte sich mit einer minderjährigen schwarzen Hure. Schade, daß Jackson bereits tot war, er hätte ihn zu gern

eigenhändig erwürgt. Allein der Gedanke an dieses pockennarbige, moralisierende Arschloch trieb ihn beinahe in den Wahnsinn.

Halt, Moment. Hier war die Ausfahrt.

»Jesus Christus!« stieß Fishburn, Harry Radmans Fahrer und Fotograf, hervor, als der Senator, ohne zu blinken, zwei Fahrspuren kreuzte und in die Ausfahrt mit dem Schild I-95 SOUTH bog. Harry Radman klammerte sich am Sitz fest, während Fishburn das irrsinnige Manöver nachahmte, was ihm ein empörtes Hupkonzert eintrug.

Radman schloß die Augen, jeden Moment erwartete er, das Geräusch knirschenden Blechs zu hören, doch alles blieb ruhig. Die Räder unter ihm drehten sich wieder normal. Vorsichtig öffnete er die Augen. Der Wagen des Senators war noch immer vor ihnen, er fuhr über fünfundsiebzig.

»Der Kerl ist verrückt.« Fishburn wischte sich mit einem Papiertuch, von denen er immer einen Vorrat im Auto hatte, den Schweiß von der Stirn.

Harry Radman ließ den Wagen des Senators vor ihnen nicht aus den Augen und sammelte ruhig die Gummibärchen ein, die bei dem Manöver auf seinem Schoß verstreut worden waren.

Er schob sie sich in den Mund. »Zum Teufel«, murmelte er mit gefurchter Stirn. »Ich frage mich, was in South Beach so wichtig sein kann?«

19. Kapitel

Armand stand im ärmellosen T-Shirt unter einem Baum und tat, während er den Arm auf die andere Hand stützte, als lese er eine Zeitung.

Albert, der ebenfalls eine Zeitung dabei hatte, nahm bei Armands Anblick so verspätet wie übertrieben die gleiche Pose ein und streckte dann seine Hand aus. »Armand Goldman!« rief er. »Sie alter Was-weiß-ich! Was gibt's Neues von den Dolphins?« Als Armand ihn nur anstarrte, schnitt er eine Grimasse. »Schwuler geht's nicht, oder?«

Armand schluckte eine sarkastische Antwort herunter und erklärte: »Du mußt die Hände seitlich halten, nicht mit der Handfläche nach unten.« Er drehte Alberts Arm in die richtige Position. »Ich will dir die Hand schütteln, nicht küssen. Das Handgelenk bleibt fest. Nein, erst ausstrecken, dann fest anspannen.« Er betrachtete sein Werk: Albert hielt den Arm ängstlich in unveränderter Position, als fürchte er, jede Bewegung könnte seine Haltung ruinieren. »Schon besser.« Armand nickte, dann trat er zurück. Lächelnd und mit tiefer, jovialer Stimme sagte er: »Al! Sie alter Was-weiß-ich!«

Albert zog seine Hand zurück. »Das habe ich doch gerade gesagt!«

»Aber jetzt sage ich es, Al!« Er ergriff Alberts Hand und schüttelte sie kräftig. Albert kreischte erschreckt auf, gewann aber sofort seine Fassung zurück.

»Armand, Sie alter Trottel«, sagte er mit tiefer Stimme. »Sie scheckiger alter Hund, Sie alter schwarzer Wurm, Sie...«

Armand runzelte die Stirn. »Schwarzer Wurm?«

Albert zuckte die Achseln. »Das habe ich einmal in einem Film gehört.« Armand starrte ihn an. »In einem britischen Film.« Noch immer keine Reaktion. »Es ist das erste Mal! Sei nicht so hart mit mir!«

Armand zuckte die Achseln, dann spielte er seine Rolle weiter. Er schlug Albert mit der Zeitung auf die Schulter und fragte: »Na, Al, alter Junge, was halten Sie von dem Spiel heute? Dreieinviertel für die Dolphins, und das vierundsechzig Sekunden vor Schluß.«

Albert kniff die Augen zusammen. »Du hast doch keine Ahnung, was das bedeutet.«

Armand knirschte mit den Zähnen. »Das ist doch völlig egal. Du sollst einfach mitspielen. Also, was hältst *du* von diesem *Spiel*, Al?«

»Was soll ich davon halten? Ich fühle mich verwirrt, verraten...« Er seufzte resigniert, als er Armands hängende Mundwinkel sah. »Die falsche Antwort?«

Armand schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht so recht.« Er wischte sich mit dem Handgelenk den Schweiß von der Stirn. »Wir sollten vielleicht noch mal von vorne anfangen.«

Albert hüpfte kichernd auf und ab. »Das ist sehr aufregend!«

»Ja... ja, das ist es... *Kumpel*.« Er versetzte Albert spielerisch einen Kinnhaken, dann bedeutete er ihm, wieder seine Ausgangsposition einzunehmen. »Verdammt noch mal! Okay, schieß drauf! Mach's noch einmal, *Compadre!*«

Albert war ganz außer sich vor Aufregung. Er ging so lange rückwärts, bis er fast über einen kräftigen jungen Mann in rosa Shorts fiel, der neben einem Freund im Gras saß.

»He!« rief der Mann, während er versuchte, sich Alberts Schenkel und Hintern vom Leib zu halten.

Albert sprang zur Seite, wandte sich dann um und verbarg das Gesicht in den Händen. »O du lieber Himmel! Es tut mir ja so leid!«

»Ganz ruhig bleiben«, sagte der Mann und rückte näher an seinen Freund heran.

Armand kam mit männlichen Schritten herbeigeeilt. »*Du* solltest ganz ruhig bleiben, Bürschchen«, sagte er mit einer Stimme, die nur um eine Spur heller als die von Arnold Schwarzenegger klang.

Der junge Mann beäugte ihn erstaunt. Vor ihm stand ein grauhaariger Mann in mittleren Jahren, der ein T-Shirt und ein Goldkettchen trug. Er wechselte einen ungläubigen Blick mit seinem Freund. »*Er* hat doch *mich* angerempelt.«

»Na und, du Würstchen.« Armand grub die Absätze in den Staub und ballte die Fäuste.

Der junge Mann schüttelte den Kopf und kicherte. »Hör mal, Kumpel, warum nervst du so?«

»Warum bist du so ein verdammtes Arschloch?«

Albert quiekte ängstlich.

Der junge Mann richtete sich zu voller Größe auf.

»Hast du mich eben Arschloch genannt?« In seiner Stimme lag keine Spur von Belustigung mehr.

Armand, dem klar wurde, daß er in der Tinte saß, ritt sich noch tiefer hinein, indem er sagte: »Nein... eigentlich habe ich das Arschloch hinter dir gemeint.«

Wie sich herausstellte, war das Arschloch hinter ihm noch größer.

20. Kapitel

Die Schwellung war bedenklich gewachsen, bis Albert Armand zur Wohnung zurückgeschafft hatte.

»Hier.« Er legte eine kalte Kompresse auf Armands Gesicht und preßte dessen Hand dagegen, damit sie nicht verrutschte. »Halt das fest, damit es nicht noch schlimmer wird. Ich will doch nicht, daß mein edler Ritter entstellt wird!« Er erhob sich und betrachtete Armand, der ziemlich elend auf der Couch lag. »Du warst großartig!« Er faltete die Hände. »Wundervoll! Sehr männlich. Ich bin stolz auf dich. Dieser große Trottel sah einfach zum Schreien komisch aus, wie er auf dir saß und deinen Kopf auf den Boden schlug.«

»Das kann ich nicht beurteilen«, murmelte Armand. »Ich hatte nicht die richtige Perspektive.«

Albert schnalzte mit der Zunge. »Der konnte nicht einmal boxen!«

Armand schluckte mühsam. »Warum hat er eigentlich aufgehört? Ich dachte, er bringt mich um.«

Albert betrachtete angestrengt seine Nägel. »Nun ja. Ich fing an, auf ihn einzuschlagen.«

Armand drehte sich um. Die Mühe rang ihm ein schmerzvolles Stöhnen ab. »Du? *Du* hast *ihn* geschlagen?«

»Ja, mit meinem Hut. Immer wieder.« Er zuckte die Achseln. »Zuerst schien er nicht sehr beeindruckt. Aber dann mußte er so lachen, daß sein Ärger verflog. Er und sein Freund standen einfach auf und gingen weg.« Er rollte die Augen. »Ab ins Affenhaus im Zoo, nehme ich an. Wir sollten sie nächste Woche dort besuchen und mit Erdnüssen füttern.«

Val kam mit einem Handtuch in der Hand hereingestürzt und ließ die Tür zur Waschküche hinter sich offen. Agadors melodische Stimme, die im Mezzosopran ›Vogue‹ sang, erfüllte das Wohnzimmer.

»Du bist ein Schatz, Vallie«, lobte Albert. »Ich werde Eis holen. Bin gleich zurück, Liebling.« Er versetzte Val einen leichten Puff gegen die Schulter und trippelte dann mit kurzen Schrittschritten in die Küche.

Val sah ihm erstaunt nach. »Dad, Albie hat mir gerade gegen die Schulter geschlagen!«

Armand schloß die Augen. »Etwas zumindest hat er gelernt.«

Agador erschien in der Tür. Er balancierte einen Stapel Bettwäsche auf der Hüfte und sang hingebungsvoll. Einen Augenblick später war er verschwunden.

Val hockte sich neben Armand auf den Boden. »Können wir nicht wenigstens für heute abend ein richtiges Dienstmädchen einstellen?«

»Es gibt in ganz South Beach kein Dienstmädchen, das nicht schwul wäre.« Er nahm Val das Handtuch ab und preßte es auf den Bluterguß. »Das ist noch nicht alles.« Er ließ sich zurücksinken und sah Val direkt in die Augen. »Ich habe Albert gesagt, daß er bleiben kann.«

Das Gesicht des Jungen nahm einen enttäuschten Ausdruck an. »Was? Warum?«

»Warum?« Armand fühlte einen Anflug von Verärgerung. »Weil er sagte, es breche ihm das Herz! Weil er mein geliebter Freund und Gefährte ist. Weil er dich großgezogen hat!«

Val warf den Kopf in den Nacken. »Mein Gott! Was will er denn sagen, was... wer er ist?«

»Dein Onkel.«

»Mein...« Val dachte einen Augenblick lang darüber nach, dann lachte er und schüttelte den Kopf. »Vergiß es. Wir können die Sache genausogut gleich abhaken.«

»Sei nicht so negativ. Du bist erst zwanzig. Sei ein bißchen optimistisch!«

Val erhob sich und begann, auf und ab zu gehen. »Optimistisch? Wie denn? Sobald sie dich und Albert zusammen sehen, werden sie... O Gott, alles ist verdorben.«

»So«, sagte Armand wütend. »Es verdirbt also alles, wenn jemand sieht, woher du kommst und wer du wirklich bist. Wie entsetzlich.«

Val legte den Kopf zur Seite. »Dad! Sarkasmus paßt nicht zu dir.«

Armand war besiegt. Dennoch richtete er sich auf, noch immer die Kompresse festhaltend. »Wir brauchen dringend eine Frau. Albert könnte als Onkel durchgehen, wenn wir eine Frau als Mutter hätten. Das ist die blanke Ironie. Wenn man einmal eine Frau braucht...« Plötzlich hellte sich sein Gesicht auf. Er ließ das Tuch fallen und stand auf. »Natürlich, warum fragen wir nicht deine Mutter?«

In diesem Moment kam Albert mit einem Eimer voll Eis in der Hand ins Zimmer. Bei Armands Worten blieb er abwartend stehen.

Val sah etwas verwirrt drein. »Meine... Mutter?

Das würde sie nicht tun!« Hoffnungsvoll blickte er Armand an. »Oder doch?«

Armand zuckte mit den Schultern. »Woher sollen wir das wissen?«

»Na ja, ich habe sie in zwanzig Jahren nicht einmal gesehen. Das ist doch ein ziemlich deutliches Indiz.«

»Ist es nicht. Vor zwanzig Jahren war sie ein verängstigtes junges Mädchen, ohne einen Pfennig in der Tasche. Aber jetzt...«

Albert fiel ihm ins Wort. »Es ist sehr unfair von dir, Armand, Val dazu überreden zu wollen. Er hat einen guten Grund, nicht zu wol...«

»Meinst du wirklich, sie würde es tun?« unterbrach ihn Val.
»Wow, also ehrlich...« Er schüttelte den Kopf und wiederholte ehrfurchtsvoll: »Meine Mutter!«

Vater und Sohn lächelten einander in heiterer Vorfreude an. Sie hatten Albert vergessen. Der hob den Eisbehälter über seinen Kopf und ließ ihn lärmend zu Boden fallen. Die Eiswürfel spritzten nur so durch den Raum.

Armand und Val fahren herum und sahen ihn erschreckt an.

Er funkelte zurück.

»Hoppla«, sagte er.

21. Kapitel

»Ist sie dran?« fragte Albert. »Ist sie das?«

Armand gab ihm mit der Hand ein Zeichen, still zu sein, und griff eilig wieder nach dem Lenkrad seines gelben Mercedes. In der anderen Hand hielt er ein Handy. »Katharine?« Seine Stimme troff vor falscher Begeisterung. »Katharine Archer...? Hier ist Armand Goldman.«

Albert lehnte sich so dicht an Armand, daß dieser den Arm nicht mehr bewegen konnte. Er ließ das Telefon sinken und zischte ihn an. »Um Himmels willen, Albert, so kann ich nicht lenken!«

»Ich möchte ja nur etwas hören«, jammerte Albert.

Armand stöhnte, dann nahm er das Telefon in die andere Hand und hielt es zwischen sein und Alberts Ohr.

»Mein Gott, Armand«, kam es aus dem Apparat. »Ich kann es nicht glauben! Das ist doch hundert Jahre her. Wo bist du?«

Armand hielt sich das Telefon dichter vor den Mund, während Albert schmolle und lautlos die Worte *›Das ist doch hundert Jahre her‹* nachäffte.

»Unterwegs«, antwortete Armand, ohne auf Albert einzugehen. »Ich dachte, wir könnten uns vielleicht sehen. Ich möchte dir einen ungewöhnlichen Vorschlag machen. – Wie bitte? Nein es geht nicht um Geld. Bei Geld bist du an den Falschen geraten. Hast du vergessen, wie hoffnungslos...« Sein Blick fiel auf Albert, der ihn stirnrunzelnd ansah. Er senkte die Stimme und erklärte: »Ich möchte am Telefon jetzt nicht weiter darüber reden. In fünf Minuten kann ich bei dir sein. Es tut mir leid, daß ich mich erst jetzt melden kann. Hast

du Zeit?« Albert beugte sich wieder herüber, aber diesmal hielt Armand das Telefon weiter weg von ihm. »... aha... hmm...«

Albert zupfte ihn am Ärmel. »Schluß jetzt! Was sagt sie?«

»... aha...« Er grinste und rückte noch ein Stückchen weiter fort.

»Hör auf, Armand, oder ich hupe.«

»... hmm...«

»Ich werde hupen, das schwöre ich.«

»Ich auch... hmm...«

Albert beugte sich zu Armand herüber und drückte in die Mitte des Lenkrads. Die Hupe lärmte. Armand kreischte auf, schrie »Bis gleich« ins Telefon und unterbrach die Verbindung. Er entriß Albert das Lenkrad, wobei sie fast auf die Gegenfahrbahn gerieten. Albert griff nach seinem Hut, während Armand die Kontrolle über das Fahrzeug wiedererlangte.

»Willst du uns umbringen?« brüllte Armand.

Albert zuckte die Achseln. »Vielleicht. Was hat sie gesagt?«

»Sie will mich sehen. Am besten setze ich dich irgendwo in einem Café oder so ab. Es dauert nur eine Viertelstunde.«

Albert tätschelte seinen Arm. »Mach dir keine Sorgen. Ich komme mit. Es gibt bestimmt ein Wartezimmer.«

Armand lächelte ihn nervös an. Jetzt, da Albert es aufgegeben hatte, ein richtiger Mann zu werden, schien das Pendel in die Gegenrichtung auszuschlagen; heute wirkte er wie eine etwas zu maskulin geratene Greta Garbo.

Sie stellten den Wagen in einer Tiefgarage ab und fuhren mit einem Aufzug zu den Büroräumen einer Firma empor, die sich zu Armands Überraschung Archer Spa nannte. Katharine war es offensichtlich nicht schlecht ergangen, aber das hätte ihn nicht überraschen sollen. Einer Frau, die genug Willenskraft besaß, um einen Schwulen ins Bett zu bekommen, war alles zuzutrauen.

Auf einer Milchglasscheibe prangten die Lettern KATHARINE ARCHER, PRÄSIDENTIN. Davor saß an einem weißen Schleiflackschreibtisch eine perfekt gekämmte, untadelig manikürte Sekretärin, die Armand und Albert fragend musterte. Als die beiden nichts sagten, hob die Sekretärin die Augenbrauen. Armand ahnte die versteckte Drohung und räusperte sich. »Zu Miß Archer, bitte. Armand Goldman.«

Die Sekretärin lächelte, sie hatte ihn offenbar erwartet. »Gehen Sie nur hinein, Mr. Goldman.«

Er erwiderte ein wenig nervös ihr Lächeln und begab sich auf den Weg in Katharines Allerheiligstes. Dann bemerkte er, daß Albert ihm folgte. Armand hielt vor der Tür inne und bedeutete ihm, sich auf den Stuhl neben dem Schreibtisch der Sekretärin zu setzen.

»Laß mich mitkommen«, flüsterte Albert. »Bitte.«

»Sei nicht albern. Du würdest nur stören.«

»Würde ich nicht. Ich könnte dir helfen.« Er vergewisserte sich, daß die Sekretärin nicht lauschte.

»Ich brauche keine Hilfe. Lies eine Zeitschrift.« Er deutete streng auf den Stuhl. Albert blieb nichts anderes übrig, als zu gehorchen.

Kokett die Beine übereinanderschlagend, faltete er die Hände im Schoß und hielt den Hals kerzengerade. Er war empört. Man konnte ihn vielleicht dazu zwingen, hier Platz zu nehmen, aber niemand würde ihn dazu nötigen, eine Zeitschrift zu lesen. Nicht einmal Armand!

Armand seufzte und drückte dann entschlossen auf die Klinke zu Katharines Büro.

Als er verschwunden war, streckte Albert der Tür die Zunge heraus, vergewisserte sich noch einmal, daß die Sekretärin ihn nicht beobachtete, und griff mit schuldbewußtem Gesicht nach einer Ausgabe von *Men's Fitness*. Nachdem er sich vier Seiten

lang Brustmuskeln von der Größe (und vermutlich Härte) von Radkappen angesehen hatte, fühlte er sich sehr schwach und mußte das Magazin zurücklegen.

Unterdessen hatte Armand festgestellt, daß Katharines Büro genau zu ihr paßte. Es war stromlinienförmig, sehr modern, sehr elegant und sehr teuer eingerichtet. Sie erhob sich – eine sonnengebräunte, ungemein attraktive Frau mit Löwenmähne, die wesentlich jünger wirkte, als ihre mehr als vierzig Jahre hätten vermuten lassen. Sie schenkte Armand ein Lächeln, das ihm das Gefühl gab, ein lang erwartetes Mittagessen zu sein, das endlich geliefert worden war.

»Armand Goldman.« Es klang, als stelle sie ihn einem unsichtbaren Dritten vor. Sie stemmte die Hände in die Hüften und schüttelte den Kopf.

Nur der Symmetrie halber erwiderte er: »Katie Archer.« Dann kam ihm ein Gedanke. »Oder bist du Mrs. Soundso?«

»Nein, ich befinde mich gerade zwischen zwei Ehemännern.« Sie deutete mit der Hand auf das weiße Ledersofa. »Setz dich«, sagte sie und ließ sich verführerisch auf eines der Kissen sinken. »Mein Gott, ich habe so oft an dich gedacht... jedesmal, wenn ich eine Anzeige des Birdcage sah. Bist du noch mit Albert zusammen?«

Er setzte sich auf die Sofalehne und faltete sittsam wie die Schülerin eines Mädchenpensionats die Hände im Schoß. »O ja«, erwiderte er munter. »Noch immer. Und... du? Du hast ja wirklich großen Erfolg gehabt.« Seine weitausholende Geste umfaßte das gesamte traumhafte Büro.

Sie zwinkerte ihm zu. »Das ist dein Verdienst. Mit dem Geld, das du mir gegeben hast, habe ich angefangen. Du hättest damals Aktien der Firma dafür bekommen sollen.«

Er zuckte die Achseln. »Dafür habe ich Val bekommen. Es war ein fairer Handel.«

»Ist er...« Sie biß sich auf die Unterlippe. »Wie geht es ihm?«

»Gut. Er will heiraten.«

Das war zu schnell für sie, fast grausam schnell. Er sah den nahezu verwundeten Ausdruck auf ihrem Gesicht, bevor sie sich wieder fassen konnte. Sie empfand sich offenbar als nicht alt genug, um einen Sohn im heiratsfähigen Alter zu haben.

»Gut!« sagte sie. »Wie alt ist er?«

»Er ist zwanzig.«

»Zwanzig« Sie schüttelte den Kopf und blickte in die Ferne.

»Mein Gott. Zwanzig Jahre...«

»Und heute« – er wollte seinen Schlag ausführen, solange sie ihre Balance noch nicht wiedergefunden hatte – »braucht er dich zum ersten Mal *wirklich!*«

Katharine sah ihm in die Augen, und Armand entdeckte im Gesicht der mächtigen Geschäftsfrau eine Spur des unschuldigen jungen Mädchens, das er einst gekannt hatte.

Draußen im Wartebereich überprüfte Albert in seinem Taschenspiegel unterdessen sein Make-up. Wenn er den Spiegel richtig hielt, konnte er die Sekretärin sehen, die ihm ab und zu einen verstohlenen Blick zuwarf. Er beobachtete sie genau und wartete auf das erste Zeichen von Mißbilligung oder Spott in ihrem Verhalten. Dann würde er eine Szene vom Stapel lassen, daß Armand seine schreckliche, wahnwitzige Idee bereuen würde. Aber die Sekretärin sah nur belustigt, nicht verärgert aus.

Plötzlich ertönte der Summer auf ihrem Schreibtisch, und eine Frauenstimme war zu hören: »Imelda, stornieren Sie bitte meine Termine für heute abend.«

»Ja, Miß Archer«, antwortete die Sekretärin.

Albert ließ den Spiegel sinken und runzelte die Stirn.

Dringen schaltete Katharine die Sprechanlage ab und sah Armand an. Sie zuckte die Schultern. »Ich stehe ganz zu deiner Verfügung.«

Armand war inzwischen von der Sofalehne auf den Sitz gerutscht. »Danke«, sagte er demütig.

»Es ist mir wirklich ein Vergnügen.« Sie ging zur Bar am anderen Ende des Büros. »Normalerweise trinke ich während der Geschäftszeit Gemüsesaft«, sagte sie, indem sie den Kühlschrank öffnete, »aber zu diesem Anlaß...« Sie holte eine Flasche Veuve Cliquot und zwei geeiste Gläser heraus.

Er schluckte.

»Laß uns auf Senator Keeleys Tochter und unseren Val trinken«, schlug sie vor, nachdem sie zurückgekommen war und die Flasche und die Gläser auf den Tisch gestellt hatte. »Ich fürchte, ich habe in den letzten zwanzig Jahren nicht gerade viel für ihn getan.«

»Mach dir deswegen keine Gedanken. Wirklich nicht.«

Sie schnitt eine Grimasse, während sie den Draht um den Champagnerkorken löste. »Ich bin nicht gerade der mütterliche Typ.«

»Aber ich. Und Albert...« Er kicherte. »Albert ist beinahe eine Amme.«

»Val hat Glück gehabt, was?« Sie legte ihre Hand auf die seine. »Um wieviel Uhr heute abend?«

Lächelnd zog er seine Hand fort. »Sieben Uhr, damit wir genügend Zeit haben. Wir werden ihnen ein bißchen Theater vorspielen und sie dann aus dem Haus komplimentieren.« Er nahm ihr die Champagnerflasche ab und ließ den Korken knallen. Sie applaudierte, als hätte er eine Meisterleistung vollbracht.

»Erinnerst du dich noch an die Show, bei der wir uns kennengelernt haben?« fragte sie neckisch, während Armand ihr Glas füllte.

»Ja.« Er schenkte sich selbst ein. »Und zwar sehr genau.« Er sang ein paar Sätze, zwar stockend und manchmal mit den falschen Worten, aber doch so schwungvoll, daß sie mitgerissen wurde und nach ein paar Versen einstimmte. Von der Lebendigkeit ihrer Erinnerungen erfaßt, standen sie auf und vollführten ein paar Tanzschritte wie in alten Zeiten. Dann brachen sie in Gelächter aus.

»Ah!« Armand gestikulierte wild. »Das Zigeunerleben!«

»Wie gut du damals aussahst.« Katharine ermunterte ihn weiterzutanzten. »Wie unnahbar. Und dieser Körper!«

Armand errötete. »Hör auf, das ist mir peinlich!«

Sie wirbelte ihn kraftvoll herum. »Du hattest solche Angst! Es war einfach süß!«

»Ich dachte, ich würde einen Herzanfall bekommen. Stell dir vor, ich gehe ganz unschuldig in mein Zimmer, und in meinem Bett liegt eine *Frau!*«

Sie beugte sich zu ihm und flüsterte: »Ich habe dem Pförtner zwanzig Dollar gegeben. Zwanzig Dollar – damals!«

Er kicherte. »Und ich war so betrunken von dem Champagner, daß ich mir dachte: Warum zum Teufel soll ich es nicht einmal versuchen, damit ich weiß, wovon die Heteros reden?«

Sie vollführten eine Neigung. »Und wie lange waren wir zusammen?«

»Ich weiß es nicht mehr genau.« Er richtete sich wieder auf. »Von halb drei bis viertel vor vier morgens.«

»Drei Uhr siebenundvierzig«, sagte sie.

»Zweimal!« meinte er verwundert.

»Zweimal für *dich*.« Sie lächelte verführerisch und zog ihn näher an sich heran. »Ich bin auf eine zweistellige Zahl gekommen...«

22. Kapitel

»Hier gibt es keine Seife«, beschwerte sich Louise Keeley.

»Du lieber Himmel«, antwortete der Senator. »Was hast du denn erwartet?«

»Nicht viel, aber zumindest Seife.«

»Ist dir klar, wo wir sind?«

»Natürlich weiß ich, wo wir sind. Ich bin schließlich nicht blöd.«

»Das habe ich auch nicht gesagt, Louise. Ich versuche nur, mich zu konzentrieren.«

»Mir ist völlig klar, wo wir sind, aber das hier ist schließlich nicht das mittelalterliche Rußland. Wir befinden uns in Amerika, und zwar im zwanzigsten Jahrhundert. Da erwarte ich, daß es Seife gibt. Zumindest Flüssigseife!«

»Ich bitte dich, Louise. Die Sache ist doch schon verfahren genug.«

»Ich sehe übrigens nicht hin.«

»Das merke ich.«

»Wer hat wohl das Loch in die Wand geschlagen?«

»Irgendwelche Vandalen. Wer sonst?«

»Was soll ich jetzt ohne Seife tun?«

»Geh zum Auto und warte dort. Ich glaube, im Handschuhfach sind feuchte Tücher.«

»Ich benutze *nie* feuchte Tücher. Ich denke nicht daran, mein Gesicht und meine Haut mit irgendeinem chemischen Zeug einzuschmieren, das wer weiß wie lange in einer Plastikverpackung gesteckt hat.«

»Entweder das oder gar nichts. Geh jetzt bitte.«

»So hatte ich mir das nicht vorgestellt, als du sagtest, wir wollten uns für das Abendessen frisch machen.«

»Nun, ich sehe keine Luxushotels hier in der Nähe. Du etwa?«

»*Seife*, Kevin. Ich spreche nicht von Luxushotels. Ich will nur *Seife!*«

»Sieh mal, ich möchte dieses Wort jetzt nicht mehr hören. Können wir uns darauf einigen? Können wir das Wort einfach vergessen?«

»Was ziehst du an?«

»Was soll das heißen, ›was ziehst du an‹? Meinen Anzug?«

»Was ist mit dem Blazer, den ich dir eingepackt habe? Der paßt doch viel besser nach Florida.«

»Ist mir egal. Ich behalte den Anzug an.«

»Schon gut. Mach dir keine Gedanken. Es wird schon in Ordnung sein.« Sie machte eine Pause. »Ich bekomme diesen Ohrring einfach nicht hinein.«

»Im Moment kann ich dir leider nicht helfen. *Sieh nicht her!*«

»Tu ich doch gar nicht. Ich habe nur den Kopf gedreht, um den Ohrring reinzubekommen. Er will einfach nicht.«

»Hast du keine anderen dabei?«

»Nein. Warte mal! – Jetzt ist er drin.«

»Hurra. Zieht Barbara sich um?«

»Nein. Du weißt doch, wie Teenager sind. Immer nur Freizeitkleidung. Sogar als wir im Vatikan waren, hatte sie Jeans an.«

»Aber heute trifft sie schließlich zum ersten Mal ihre zukünftigen Schwiegereltern.«

»Sie trägt einen hübschen Pullover.«

»Den zieht sie bestimmt aus. Du weißt doch, Florida.«

»Daran hatte ich gar nicht gedacht.«

»*Nicht hersehen!*«

»Tu' ich doch gar nicht. Kevin, also wirklich, wir sind seit einundzwanzig Jahren verheiratet.«

»Kannst du das Loch nicht mit einem Papierhandtuch abdecken?«

»Sei nicht albern. Tu einfach so, als sei ich nicht da.«

»Das kann ich nicht. Es ist krankhaft.«

»So, das muß reichen.«

»Diese verdammten Vandalen. Wer tut so etwas? Warum ausgerechnet hier? Was soll das nur?«

»Du mußt mir sagen, wie ich aussehe. Ich meine, bin ich für die Colemans richtig angezogen?«

»Wenn ich mich nicht irre, sind schon unsere Socken um Größenordnungen zu elegant.«

»Sei doch nicht so negativ. Bitte denk auch an Barbara.«

»Ich versuche es ja. Ich bete zu Gott, daß sie nicht so schlimm sind, wie ich befürchte.«

»Kevin, dazu möchte ich lieber nichts sagen.«

»Sehr gut.«

»Ich möchte lieber nicht sagen ›Hoffentlich sind sie so anständige Leute wie Senator Jackson‹.«

»Nett von dir, daß du das nicht sagst. Ich muß jetzt spülen. Könntest du bitte rausgehen? Wir treffen uns draußen.«

»Hast du dich rasiert?«

»Nein, aber das dauert nur dreißig Sekunden. Ich habe meinen elektrischen Rasierapparat dabei.«

»Gibt es denn eine Steckd...?«

»*Nicht hersehen! Ja. Jetzt geh!*«

Louise Keeley verließ die Damentoilette und ging zum Parkplatz zurück, wo Barbara und der Fahrer im Wagen warteten. Sie steckte ihren Kopf durch das Fenster. »Hallo, Schätzchen! Wie sehe ich aus?«

»Gut, Mami«, sagte Barbara gelangweilt. »Ist Dad fertig?«

»Er muß sich noch rasieren. Ist das hier die letzte Raststätte vor der Staatsgrenze von Florida?«

»Ich glaube schon.«

»Wir nähern uns dem Ziel.«

Barbara sah plötzlich gequält drein. »Ja, Mami. Aber ich muß dir etwas sagen, bevor wir zu den Colemans kommen. Also, was ich euch erzählt habe, war nicht ganz...«

Senator Keeley tauchte hinter seiner Frau auf. Er rieb sich das Gesicht. »Also los«, sagte er, »machen wir uns auf den Weg. Für heute bin ich bedient.« Er stieg ins Auto und starrte mit grimmiger Miene aus dem Fenster.

Als sie losfuhren, folgte ihnen ein silberfarbener Escort, der am anderen Ende des Parkplatzes gestanden hatte.

»Sie haben sich umgezogen«, sagte Harry Radman. »Das heißt, zumindest *sie* hat sich umgezogen. Ich frage mich nur, wozu?«

Fishburn kicherte. »Hast du das Toilettenpapier gesehen, das dem Senator am Schuh klebte?«

23. Kapitel

Val stand in seinem Zimmer vor dem Spiegel, wo er sich darin übte, zu lächeln und seinem Spiegelbild die Hand entgegenzustrecken. »Hallo«, sagte er freundlich. »Ich bin Val, Mrs. Archer. Ich bin Val.« Er nickte und versuchte, jugendlich und liebenswert auszusehen. »Ich bin Val... Mama.« Er richtete sich kerzengerade auf. »Senator, Mrs. Keeley. Nett, Sie kennenzulernen. Darf ich Ihnen meine Mutter vorstellen.

Mama...« Er warf sich selbst einen Blick zu und ließ die Schultern sinken. »Lieber Gott, bitte mach, daß alles klappt.«

Es klopfte an der Tür. Als er sich umwandte, stand eines der Mädchen seines Vaters vor ihm.

»Äh... hallo«, sagte er. »Carmen, stimmt's?«

Overall und Turban konnten über ihren gewaltigen – und aus dieser Nähe beeindruckend männlichen – Körper nicht hinwegtäuschen. Sie sagte: »Äh, ja, ich suche Mr. Goldman.«

»Oh. Er ist... ausgegangen.«

»Mit Starina?«

»Mit... oh, mit Albie. Ja.«

»Ist alles in Ordnung?«

Sie blies die Backen auf und stemmte die Hände in die Hüften. Dann legte sie zwei Finger an die Stirn und atmete mit einem bebenden Geräusch aus. »Nun, ein Mädchen möchte einfach wissen, woran es ist. Das ist doch nicht zuviel verlangt, oder?«

Val ging zur Tür und legte Carmen die Hand auf die Schulter.

»Natürlich nicht.«

»Es ist jede Nacht das gleiche. Cyril sagt: »Starina will heute nicht auftreten, also mach dich fertig, Carmen.« Ich mache mich fertig, und was passiert? Starina tritt auf.«

»Ich verstehe«, sagte Val und versuchte, unauffällig auf die Uhr zu sehen.

»Ich muß mich schließlich darauf einstellen, ich muß mich *mental* auf eine Vorstellung vorbereiten! Ich kann nicht einfach spontan auftreten, nur weil unsere Primadonna nicht genug gehätschelt worden ist!«

»Also, ich...«

»Und bei Gott, wenn ich mich vorbereite, bringt es mich jedesmal fast um, wenn ich einfach so wieder verschwinden muß, nur weil sich Miß-scheiß-auf-die-Welt Starina gnädigerweise doch noch herabläßt, aufzutreten. Verstehst du mich?«

Er holte tief Luft. »Ich weiß wirklich nicht...«

»Also, Cyril hat gerade zu mir gesagt: »Heute mußt du wirklich für Starina auftreten, Carmen, das verspreche ich dir. Starina hat überraschend eine andere Verpflichtung angenommen. Ich bin jetzt oft genug die Gelackmeierte gewesen. Aber als alter Hase habe ich mir gesagt: Mach dir keine Hoffnungen, bevor du es nicht von Mr. Goldman selbst gehört hast. Also habe ich mir erlaubt, hierher zu kommen und *moi-même* nachzuforschen. Okay?«

»Okay, aber ich...«

»Ich weiß, sie sind nicht da. Also soll die arme Carmen sich wieder einmal überraschen lassen, ja?«

Val drückte ihren Arm. »Schau mal, wenn Cyril sagt, diesmal ist es sicher, dann ist es diesmal sicher. Okay, Carmen?«

Sie schniefte. »Du bist der kleine Val, stimmt's? Du bist aber groß geworden.« Sie klimperte mit den Wimpern und ließ ihren ganzen Charme spielen. »Wenn jemand ein wenig Zuwendung brauchte, warst du schon immer unschlagbar...«

Sie fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Ganz wie dein Vater. Du weißt, wie man mit einem Mädchen spricht.« Sie schmiegte sich an ihn.

Er wich zurück. »Danke, Carmen. Hör mal, ich...«

»Du weißt, wie man eine Dame behandelt, das muß ich schon sagen.«

Er sah sie mit schiefgelegtem Kopf an. »Nun ja, ich habe einige Erfahrung mit der Originalversion.«

Carmen runzelte die Stirn. »Was... was soll das heißen?«

»Das heißt, ich bin wirklich geschmeichelt, aber ganz wie mein Vater bin ich doch nicht. Ich habe eine kleine Schwäche für das zweite X-Chromosom.««

Carmen seufzte enttäuscht. »Heutzutage muß man wirklich aufpassen, mit wem man spricht.«

Er lachte. »Das sagst ausgerechnet *du*?«

Sie zwickte ihn in die Wange. »Vergiß Carmen nicht, falls du deine Meinung ändern solltest, ja?«

»Falls ich meine Meinung ändern sollte, denke ich bestimmt an dich«, versprach Val gutgelaunt. »Aber du brauchst dich deswegen nicht zurückhalten.«

Carmen griff sich im Hinausgehen an den Slip. »Schätzchen, in all dieses Klebeband verpackt, bleibt mir gar nichts anderes übrig.«

24. Kapitel

Albert wurde allmählich ungeduldig. Widerwillig hatte er sich erneut dem Fitneßmagazin zugewandt und einen schauerlichen Artikel über Anabolika gelesen. Bestimmt würde er deswegen das nächste halbe Jahr Alpträume haben. Dann hatte er sich noch einmal die Fotos der Bodybuilder auf den ersten Seiten angesehen, um festzustellen, ob die Auswirkungen auf die Männlichkeit wirklich so katastrophal waren, wie in dem Artikel behauptet wurde. Seine Augen hatten in letzter Zeit nachgelassen, und so steckte er praktisch mit der Nase in einer Unterhose, als Imelda, die Sekretärin, einen Hustenanfall bekam. Natürlich lachte sie ihn aus. Peinlich berührt ließ Albert das Magazin fallen. Er sah auf seine Armbanduhr. Allmählich wurde er ärgerlich.

In Unkenntnis des Unwetters, das sich im Vorzimmer zusammenbraute, lag Armand, vom Tanzen erschöpft, halbwegs auf Katharines Sofa ausgestreckt. Das dritte Glas Champagner tat ein übriges (in seinem Alter waren zwei Gläser normalerweise das Limit). Er fühlte sich nervös und verschwitzt und gleichzeitig leichtsinnig und abenteuerlustig. Katharine hatte sich neben ihn auf das Sofa geworfen, viel näher, als die Höflichkeit gebot. »Puh!« seufzte er. »Du bist wirklich hervorragend in Form, und tanzen kannst du auch noch.« Irgendwie brachte er nicht die Energie auf, weiter von ihr abzurücken.

»Du aber auch, Armand. Wirklich!« Sie tauchte eine Serviette in den eisgefüllten Champagnerkübel und tupfte sein Gesicht damit ab.

»Ah, das tut gut! So schön kühl!«

Überganglos ließ sie eine Hand unter sein Hemd gleiten und fing an, ihn zu streicheln. Er erstarrte.

»Seit wann bist du denn so behaart?« fragte sie erstaunt. Ihre Hand spielte mit seinem Brusthaar. »Deine Brust war doch immer ganz glatt.«

»Ich habe mich damals für die Show rasiert. Ich wollte jung aussehen...« Jetzt brach ihm wirklich der Schweiß aus. Dagegen war der Tanz gar nichts gewesen.

Katharine kuschelte sich an ihn und liebte weiter seine Brust. »So gefällt es mir viel besser. Es ist so männlich! Welch eine Pracht! Komm, ich will es anfassen.«

»Komisch. Albert sagt, es sei animalisch, er findet, ich sollte es elektrolytisch entfernen lassen.«

Sie schnalzte abfällig mit der Zunge, wagte aber nicht, Albert offen zu kritisieren. Sie verstand wirklich etwas von der Sache! Kein Wunder, daß er damals Vater geworden war. »Was für eine schöne Kette«, sagte sie, während sie mit Armands goldenem Anhänger spielte. Sie fing an, sein Hemd aufzuknöpfen, um ihn besser betrachten zu können. »Wie es in der dichten schwarzen Wolle glitzert!« Armand machte instinktiv eine abwehrende Bewegung, doch sie drückte ihn auf die Couch. »Zieh dein Hemd aus«, schnurrte sie. »Ich will deine Brust streicheln, deine wundervolle, behaarte Brust...«

»Vorsichtig! Deine Nägel!« brachte er mühsam hervor. »Das Hemd ist aus Seidenorganza... Da! Siehst du! Jetzt hast du einen Faden gezogen!«

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen, und Albert stand wie ein griechischer Rachegott vor ihnen.

»Es tut mir leid, Mrs. Archer«, quietschte Imelda hinter ihm schrill. »Ich konnte ihn nicht aufhalten.«

Albert durchbohrte Armand mit einem anklagenden Blick, dann wandte er sich würdevoll auf dem Absatz um und verließ das Büro.

»Albert!« rief Armand. Er sprang auf, ohne sich darum zu kümmern, daß Katharine auf dem Fußboden landete.

Aus dem Büro stürzend, sah er gerade noch, wie sich die Aufzugtüren hinter Albert schlossen. »So warte doch! Warte auf mich!« rief er. Doch Albert starrte mit versteinertem Gesicht vor sich hin, als höre er nichts. Dann war er verschwunden, und der Aufzug fuhr davon.

Armand stöhnte. »Wo ist das Treppenhaus?« fuhr er die verdutzte Sekretärin an. Sie wies auf eine Tür am Ende eines kleinen Ganges. Armand rannte darauf zu, riß sie auf, und begann die Treppen hinunterzuhasten. Schon nach zwei Absätzen fiel ihm ein, daß Katharines Räume im siebzehnten Stock lagen. Ernüchert begann er, sein Hemd zuzuknöpfen und wieder nach oben zu steigen. Ohne die Sekretärin eines Blickes zu würdigen, stapfte er durch den Empfangsbereich, drückte den Knopf für den zweiten Aufzug und fuhr damit nach unten.

Er erreichte das Parkhaus, als Albert, der sich soeben in den Fahrersitz geworfen hatte, davonraste.

Es klang, als würde der Wagen im nächsten Moment abheben. Noch während er die Avenue hinunterrauschte, war das kreischende Quietschen der Reifen zu hören, und in der Luft hing der schwache Geruch von verbranntem Gummi.

25. Kapitel

Als Armand nach Hause kam, lag die Wohnung still und verlassen im Dunkeln; beinahe wie eine Bibliothek oder Leichenhalle. Er war daran gewöhnt, daß hier immer Leben herrschte – Alberts große Szenen, Agadors Geflatter und zuletzt Vals erwartungsfrohe Verliebtheit –, so daß es ihm anfangs unheimlich vorkam, keinerlei Lebenszeichen vorzufinden.

Er ging ins Wohnzimmer und fand Agador, der auf einem Stapel Bücher stand und im Begriff war, ein riesiges Kruzifix über dem Kamin aufzuhängen.

Armand warf nur einen entsetzten Blick darauf. Gott sei Dank mußten seine Eltern diesen Tag nicht mehr erleben! »Ist Albert da?« fragte er.

Agador sah ihn seltsam berührt an. »Ist er denn nicht bei dir?«

»Dann würde ich ja wohl nicht fragen. Ist er nach Hause gekommen oder nicht?«

Verletzt wegen des scharfen Tons, preßte Agador die Lippen zusammen und wandte sich wieder seiner Arbeit zu. »Nein.«

»Großartig«. Er ließ sich aufs Sofa fallen. »Dann ist er wahrscheinlich mit dreißig Sachen und angezogener Handbremse von Miami aus auf dem Weg hierher. Und ich mußte den verdammten Bus nehmen!« Er seufzte und deutete auf das Kruzifix. »Sieht ziemlich klösterlich aus, nicht wahr?«

Agador grinste. »Gefällt es dir? Ich habe es gegen den Elchkopf eingetauscht. Die Bücher gab's als Zugabe. Morgen geht alles wieder zurück.«

Armand beugte mißtrauisch die Bücher. »Kenne ich alle nicht. Was ist das? Doch hoffentlich nichts Anstößiges?«

»Kriminalromane«, erwiderte Agador, während er von seinem Stapel herunterstieg. »Thriller.«

»Aha. Sehr gut. Das ist das richtige Niveau. Die oberen Zehntausend sind ganz wild auf Kriminalromane.«

Val kam mit einem Stapel Boulevardzeitungen herein, die er verschwinden lassen wollte. »Ich dachte, ich hätte deine Stimme gehört. Wie war es, Dad? Hast du meine Mutter gesehen? Kommt sie?«

Armand sagte: »Ja... sie kommt.« Er war überrascht, ein Gefühl der Eifersucht auf Katharine zu verspüren. Val schien ganz wild darauf, sie kennen- und liebenzulernen. Dabei hatte er, Armand, ihn mühsam großgezogen!

Es vereinfachte die Sache nicht, daß Val die Zeitungen in die Luft warf und begeistert »Jippie!« schrie. Prinzessin Diana, Oprah Winfrey und Nicole Brown Simpson umwirbelten seinen Kopf.

»Na also«, sagte eine vertraute Stimme hinter ihnen. »Dann sind ja alle zufrieden...«

In der Tür stand Albert, im Gegenlicht wie eine Filmdiva der dreißiger Jahre.

»Ich bin nur gekommen, um meine Zahnbürste zu holen«, erklärte er in melodramatischem Ton. »Agador, wärst du wohl so gut, mein Lieber? Sie ist da, wo sie immer ist.« Agador verschwand ins Schlafzimmer, und Albert trat in den Raum. Er warf Val einen liebevollen Blick aus tränenumflorten Augen zu. »Wie gern hätte ich deine Kinder gesehen!«

Armand, der die Busfahrt noch nicht verwunden hatte, erhob sich und baute sich vor ihm auf. »Vielleicht solltest du das Kreuz übernehmen?« fragte er. »Es ist ein absolutes Muß für Märtyrer.«

Albert flüchtete sich in seine verletzte Würde. »Natürlich«, sagte er von oben herab. »Wieder einmal eine spöttische Bemerkung, ein weiteres Witzchen auf meine Kosten. Wahrscheinlich hast du mit Katharine auch über mich gelacht. Nun, warum nicht?« Er breitete die Arme aus, als wollte er sich der ganzen Welt offenbaren. »Ich bin weder jung noch unverbraucht. Jeder lacht über mich. Ich weiß, daß ich lächerlich bin.« Niemand wagte eine Antwort. Er hatte zu sehr ins Schwarze getroffen. Die Schamröte stieg ihnen ins Gesicht. Albert senkte den Kopf und fuhr fort: »Also gehe ich dahin, wo niemand mehr lächerlich ist, wo alle gleich sind.« Er warf Armand einen raschen Blick zu. »Lebewohl, mein Liebster.«

»Warte!« rief Agador, der mit der Zahnbürste in der Hand wieder aufgetaucht war. Er reichte sie Albert. »Hier. Ich habe auch die Zahnseide mit Pfefferminzgeschmack mitgebracht, die du so gern magst. Aber bitte, bitte verlaß uns nicht, Miß Albert.«

Albert nahm das Gesicht des jungen Mannes in seine Hände. »Mein armer Agador. Ich hinterlasse dir meine Stereoanlage... all meine Dietrich-Platten... meine roten Stiefel... und meine Perücken. Meine *besten* Perücken. Ich werde sie nicht mehr brauchen«, sagte er, wandte sich ab und blickte in die Weiten des Universums, »dort, wo *ich* hingehe.«

Armand hatte genug gehört. »Also gut«, sagte er. »Du hast gewonnen. *Wo* gehst du hin?«

»Nach Los Copa.«

»Los Copa? Da gibt es doch nur einen Friedhof.«

Albert sah ihn mit wissendem Blick an. »Deshalb reise ich auch mit leichtem Gepäck.«

»Natürlich, ich verstehe«, gab Armand angewidert zurück. »Du bist auf dem Weg zum Friedhof. Mit Zahnbürste, versteht sich.«

»Und Zahnseide!« warf Agador ein.

Alberts Augen verengten sich zu Schlitzern, als er Armand ansah. »Lebewohl!« Dann wandte er sich auf dem Absatz um und ging davon.

Agador fiel verzweifelt vor dem Kruzifix auf die Knie. Flehend streckte er die Arme aus. »Miß Albert!« rief er.

Armand schüttelte den Kopf. »So eine Scheiße!«

Val legte ihm die Hand auf die Schulter. »Ist doch in Ordnung. Ohne Onkel wird die Sache viel besser laufen.«

Besser ohne Onkel! Und das nach all den Jahren, in denen Albert wie eine Mutter zu ihm gewesen war.

Trotzdem konnte Armand seinem Sohn nicht wirklich böse sein. Statt dessen wandte er sich an den Boy. »Steh auf, Agador.«

»Ich bete!« wandte der ein.

»Dan hör auf damit. Du mußt anfangen zu kochen, ich werde mich nämlich jetzt auf die Suche nach diesem *verdammten* Albert machen.«

Die Tür hinter sich zuschlagend, verließ er die Wohnung.

Plötzlich mißtrauisch geworden, starrte Val Agador an. »Kannst du... du *kannst* doch kochen, oder?«

Agador zuckte die Schultern. »Dein Vater scheint es jedenfalls anzunehmen.«

26. Kapitel

Armand fand Albert auf einer Bank am Busbahnhof, wo er sich soeben aus einer Tüte mit Schokoschnecken bediente. Als er Armand kommen sah, wandte er sich demonstrativ ab.

Armand stieg aus dem Wagen und ging zu ihm. »Darf ich mich setzen?«

»Ja«, entgegnete Albert.

Armand hätte sich so oder so gesetzt. Er legte die Hände in den Schoß. »Weißt du«, begann er, »mein Friedhof ist in Key Biscayne. Es ist der schönste Friedhof der Welt, mit prächtigen Bäumen, Vogelgezwitscher und immer blauem Himmel. Der von Los Copa ist dagegen reiner Mist.« Er lehnte sich zurück und beobachtete, wie Albert schneller kaute. »Du bist eine fürchterliche Nervensäge.« Albert hörte auf zu kauen, seine Hand verharrte in der Tüte. »Außerdem hast du recht: Du bist weder jung noch unverbraucht, und die Leute lachen über dich. Und ich – ich bin noch immer mit dir zusammen, weil du mich zum Lachen bringst.«

Albert ließ die Tüte sinken und seufzte.

»Also, was muß ich jetzt tun? Mir bleibt nichts anderes übrig, als mein Grab in Key Biscayne zu verkaufen und einen Platz neben dir in Los Copa, diesem Dreckloch, zu kaufen, wenn ich etwas zu lachen haben will.« Er griff in seine Jackentasche und holte ein Bündel Papiere heraus, das er Albert reichte. »Hier.«

»Was ist das?«

»Lies.«

Vorsichtig, als seien sie giftig, nahm Albert die Blätter. Er wandte das Gesicht ab, so daß Armand ihn nicht sehen konnte, dann setzte er seine Brille auf und begann zu lesen. Nach

einigen Augenblicken nahm er die Brille wieder ab und drehte sich zu Armand um. »Das verstehe ich nicht.«

»Was ist daran so schwierig?« Armand deutete auf die Papiere. »Es ist der Unterhaltsvertrag. Ich habe dir doch gesagt, daß er fertig ist.«

Der verwirrte Albert vergaß seine Eitelkeit und setzte erneut die Brille auf. »Hier... hier steht, ich kann dir die Hälfte von allem überschreiben, was mir gehört.«

»Stimmt«, sagte Armand und nickte. »Ich denke, das ist sicherer, falls einem von uns etwas zustößt.«

»A-aber«, Albert stotterte vor Aufregung, »wem gehört denn alles?«

»Dir.«

Albert hatte für einen Augenblick ein seltsam leichtes Gefühl im Kopf, als hätte er Helium eingeatmet. »Soll das heißen, daß du mir den Club überschrieben hast? Und die Wohnung? Einfach alles?«

»Ja.«

Seine Unterlippe begann zu beben, dann liefen ihm die Tränen über das Gesicht. Er schob die Papiere von sich. »Ich will es nicht.«

Armand zuckte die Schultern. »Dann gib mir die Hälfte ab!«

»O ja, schnell«, sagte er, während er sein Taschentuch an die Nase führte. »Gib mir einen Stift! Ich will das alles nicht!«

Armand zog einen Füllfederhalter aus seiner Brusttasche. »Hier. Unterschreib.« Albert kritzelte seinen Namen auf das Dokument, das Armand ihn hinhielt, dann seufzte er tief. »So«, sagte Armand und legte seine auf Alberts Hand. »Jetzt sind wir Partner. Vor dem Gesetz gehört dir die Hälfte meines Lebens und mir die Hälfte deines Lebens.«

»Aber der halbe Club...«

»Das ist doch nicht wichtig. Nimm meinewegen alles! Ich bin fünfzig Jahre alt, und es gibt nur einen Ort auf dieser Welt,

an dem ich mich zu Hause fühle... und zwar deswegen, weil du da bist. Also nimm's schon. Es ist doch egal, ob du bei mir wohnst oder ich bei dir.«

»O Armand.«

»Es ist unser Heim. Es ist mein Zuhause, und ich glaube, auch das deine.«

Albert sah Armand tief in die Augen. Er wollte nicht nachgeben, aber sein Widerstand schmolz dahin. »Natürlich ist dort mein Zuhause«, sagte er. »Wo denn sonst?«

Armand tätschelte ihm die Hand. »Wo denn sonst«, bekräftigte er.

27. Kapitel

Katharine Archer stand mit umgehängter Handtasche an Imeldas Schreibtisch und fauchte ins Telefon. »Ist mir egal, wie die Flugpläne aussehen und ob in Chicago Schneesturm ist. Sie haben mir die Lieferung bis zehn Uhr vormittags versprochen, und die Pakete sind erst eben eingetroffen. Das bedeutet, um 16 Uhr 15 Ostküstenzeit. Das ist Büroschluß, verstehen Sie?« Ein Kurier versuchte hinter ihrem Rücken unauffällig in einem offenen Aufzug zu verschwinden. »*He*, Sie da!« rief sie, den Hörer mit der Hand abdeckend. »Sie gehen nirgendwohin, bis das hier geklärt ist.«

Der Kurier in der blaugoldenen Uniform erstarrte und blickte Imelda hilfesuchend an.

Aber Imelda hatte ihre eigenen Probleme. »Miß Archer«, flüsterte sie und zupfte ihre Chefin vorsichtig am Ärmel. »Auf den anderen Leitungen kommen Anrufe herein.«

»Nehmen Sie sie von meinem Telefon aus entgegen«, zischte Katharine ihr zu. »Ich kann diese Zicke jetzt nicht entwischen lassen, sonst komme ich nie wieder zu ihr durch.«

Die zitternde Imelda schoß wie ein geölter Blitz von ihrem Platz in Katharines Büro hinüber.

Der Kurier ergab sich in sein Schicksal und ließ sich in einen Sessel sinken.

»Also schön«, sagte Katharine, während sie mit dem Telefon in der Hand auf und ab ging. »Ich will, daß Sie folgendes tun: Zuerst einmal schauen Sie unter der Kundennummer auf dem Versandschein nach. *Einfach nachsehen*. Ich weiß, daß Sie an einem Computer sitzen... haben Sie sie? *Gut!* Dann können Sie vielleicht herausfinden, wieviel ich jeden Monat für Ihre

Leistungen ausgabe... Haben Sie's? *Wunderbar!* So, und jetzt hören Sie mir mal gut zu, wie auch immer Sie heißen mögen... Cheryl? Entschuldigung, Sharon. Passen Sie gut auf, Sharon. Wenn mir diese verspätete Lieferung in Rechnung gestellt wird, wenn sie auf irgendeiner Rechnung auch nur erwähnt wird, dann gehen meine Aufträge in Zukunft an Ihre Konkurrenz, ganz zu schweigen von dem Rechtsstreit, den Sie dann am Hals haben. Ich habe Sie nicht beauftragt, mir Pakete aus Los Angeles zuzustellen; ich habe Sie beauftragt, mir Pakete aus Los Angeles *bis zehn Uhr vormittags* zuzustellen. Das bedeutet, Sie haben den Vertrag nicht erfüllt, und es ist mir völlig schnuppe, ob die Pakete jetzt hier sind oder nicht. *Jetzt* ist zu spät. Vergessen Sie nicht, Sharon, wenn ich eine Rechnung bekomme, ist der Teufel los.« Sie knallte den Hörer auf die Gabel und fixierte den Kurier. »Sie können jetzt gehen.«

Der Mann hechtete zum Aufzug und drückte verzweifelt mehrmals auf den Knopf, bis sich die Türen öffneten.

Katharine ging wieder in ihr Büro zurück, wo Imelda wild auf ihrem Notizblock herumkritzelte. »In Ordnung, Imelda«, sagte sie. »Jetzt gehe ich aber wirklich. Es sei denn, das war gerade ein wichtiger Anruf.«

»Nein, Miß Archer.«

»Stellen Sie bitte die Champagnergläser für die Putzfrau in die Spüle. Ich bin schon zu spät dran. Ach, übrigens«, fügte sie hinzu, »die PR-Pakete sind jetzt ja da. Bitte schicken Sie sie doch morgen so früh wie möglich weg. Nur falls ich nicht bis halb neun hier sein sollte.«

Imelda machte ein überraschtes Gesicht und ließ den Telefonhörer auf die Schulter sinken. »Aber, Miß Archer, Sie haben doch gerade den Leuten vom Kurierservice gesagt, die Pakete hätten schon heute mittag rausgehen sollen.«

»Heute mittag, morgen mittag«, sagte sie mit einer wegwerfenden Geste. »Ist doch egal. Je früher, desto besser, das versteht sich von selbst, aber eine Katastrophe ist es auch wieder nicht. Außerdem geht die das gar nichts an«, fügte sie mit einer hochgezogenen Braue hinzu. »Sie haben den Vertrag gebrochen, alles andere ist unwichtig. Bis morgen, Imelda.« Sie lächelte, zwinkerte ihrer Sekretärin zu und ging.

Imelda sah ihr nach. Immer wieder war sie von der Kaltschnäuzigkeit dieser Frau verblüfft. Das Klingeln des Telefons ließ sie zusammenzucken. Sie drückte auf den blinkenden Knopf und meldete sich: »Archer Spa. Hier ist das Büro von Katharine Archer.«

»Ich möchte Katharine Archer sprechen.« Sie erkannte an der männlichen Stimme den Besucher, der heute da gewesen war – Mr. Goldman.

»Es tut mir leid, Mr. Goldman«, erklärte sie voller Stolz auf ihre Schlaueit. »Sie ist schon gegangen.« »Gott sei Dank«, dachte sie insgeheim. »Aber sie ruft immer noch einmal an.«

»Mist«, murmelte Armand, der aus dem Auto telefonierte. »Dann würde ich gerne eine Nachricht hinterlassen. Können Sie dafür sorgen, daß sie sie bekommt?«

»Selbstverständlich«, antwortete die Sekretärin. »Wie lautet die Nachricht?«

»Es ist sehr wichtig. Sagen Sie ihr, sie soll heute abend nicht kommen. Nur das eine: Mr. Goldman sagt, sie soll nicht kommen.«

»Sie soll nicht kommen«, wiederholte die Sekretärin langsam, so als schreibe sie die Nachricht mit.

»Genau. Vielen Dank und einen schönen Abend noch.« Er schaltete das Telefon aus und sah dann aus dem Fenster zur Bushaltestelle hinüber, wo Albert noch immer spröde saß und wartete.

»Erledigt«, rief er ihm zu. »Komm nach Hause.«

Albert schenkte ihm ein strahlendes Lächeln, erhob sich von der Bank und stieg in den Wagen.

28. Kapitel

Der Chauffeur hatte das Steuer wieder übernommen, und das war auch gut so, denn Senator Keeley war nicht in der Verfassung, Auto zu fahren. Er wurde völlig erschlagen von den Neuigkeiten, die sich aus dem Radio über ihn ergossen.

Der Senator war im Beifahrersitz in sich zusammengesunken und hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen. Wenn doch nur endlich dieser Bericht zu Ende wäre, der ihm in den Ohren dröhnte, oder wenn sie zumindest bald aus dem Bereich des Senders herauskämen.

»... und Reverend Al Sharpton sagte heute in einem Interview, Senator Jacksons letzte Worte ›Das Geld liegt auf der Kommode, mein Schokoladenbonbon‹ seien rassistisch und diskriminierend gewesen. Der Vorname der Prostituierten ist Natumbundra...«

Senator Keeley stöhnte. »Jackson, dieser Volltrottel! Jetzt haben wir die Schwarzen am Hals!« Louise beugte sich vor und drückte seinen Arm. »Das war doch Senator Jackson, nicht du, Schatz«, sagte sie beruhigend.

»Aber es ist meine Partei. Wir waren politisch wie siamesische Zwillinge. Ich kann nur beten, daß die Colemans das nicht hören.«

»Tun sie nicht«, sagte Barbara, die sich lässig Zöpfe ins Haar flocht.

»Woher weißt du das?« fragte der Senator.

»Val sagt, sie hören nie Nachrichten.«

Er sah seine Frau an, dann wieder Barbara. »Sie hören nie Nachrichten, obwohl er Kulturattaché ist?«

Sie blickte von ihrem Zopf auf. Schlagartig wurde ihr klar, daß sie einen Fehler begangen hatte. »Ah... nein. Weil... weil er nämlich seine eigenen Leute hat, die ihn auf dem laufenden halten.«

»Aha«, sagte Mrs. Keeley.

»Die Darstellung in den Medien ist ihnen zu liberal, wenn ihr versteht, was ich meine.«

Der Senator stöhnte: »Die Konservativen gehen mit uns auch nicht gnädiger um.«

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen. Die Stimme im Radio ließ sie aufhorchen. »In einem Exklusivinterview, das Miß Natumbundra heute CNN gab, erklärte sie, Senator Jacksons Herzanfall sei möglicherweise auf den Zustand extremer Erregung zurückzuführen, in dem er sich befunden habe, nachdem er sie gefesselt hatte.«

»Großer Gott«, rief der Senator und sank tiefer in seinen Sitz.

»Um mit ihren eigenen Worten zu sprechen: ›Als er mich in Alufolie gewickelt und mit Fahrradketten gefesselt hatte, fing er an, sehr heftig zu atmen und mußte sich eine Weile hinsetzen, bevor er in der Lage war weiterzumachen.«

»Alufolie! Fahrradketten! Ich bin erledigt.« Er warf sich über das Armaturenbrett und schaltete das Radio aus. Dabei irritierte er den Chauffeur so, daß ihr Wagen für einen Augenblick auf die Gegenfahrbahn geriet, bevor es dem Fahrer mit Mühe gelang, das Fahrzeug wieder unter Kontrolle zu bringen.

Senator Keeley überließ sich ganz seinem Selbstmitleid. »Ihr könnt mich genausogut hier aussteigen lassen«, sagte er und deutete auf den wildwüchsigen Wald, durch den sie fuhren. »Ich werde schon ein Loch finden, in das ich mich zum Sterben verkriechen kann.«

»Unsinn!« erklärte Louise, während sie ihn an der Schulter packte und kräftig schüttelte. »Vergiß nicht, durch Barbaras

Hochzeit wird das alles in Vergessenheit geraten. Die Colemans sind eine richtige Musterfamilie. Keiner von beiden hat auch nur eine Scheidung hinter sich, stimmt's, Barbara?«

»Äh... ja«, antwortete Barbara mit schwacher Stimme.

»Siehst du? Wir sind auf dem Weg zu unserer Rettung!« Wie zur Bestätigung tauchte am Straßenrand ein Schild MIAMI – 80 Meilen auf.

Im Fahrzeug hinter ihnen verfolgte Harry Radman noch immer den Radiobericht. Er lachte herzlich, während er seine Fingernägel mit einem Brieföffner säuberte. Fishburn, der am Steuer saß, kaute hingebungsvoll auf einem Kaugummi.

»... es wird erwartet, daß Miß Natumbundra bei ihrem Besuch in ›Howard Sterns Radioshow‹ weitere Einzelheiten über Senator Jacksons letzte Stunden enthüllen wird. Sterns Agenten kündigten an, Miß Natumbundra werde Hörer beraten, die wissen möchten, welche sexuellen Praktiken sie für sicher und welche für potentiell lebensbedrohlich hält. Der Arbeitstitel des Programms lautet: ›Geil, ohne ins Gras zu beißen‹.«

Radman brüllte vor Lachen auf und schwang dann den Brieföffner in Richtung des vor ihnen fahrenden Wagens. »Lauf, Keeley«, rief er gutgelaunt. »Lauf, so weit du kannst. Wir finden dich doch!«

29. Kapitel

Val lauschte Armand mit wachsendem Entsetzen. Ihm war, als presse ein riesiger Krake sein Gehirn zusammen.

»Es war eine Entscheidung zwischen Albert und deiner Mutter«, sagte Armand, der seinem Sohn den Rücken zuwandte, während er vor dem Spiegel seine Krawatte knotete. »Ich mußte also wählen. Und ich habe Albert gewählt. Das verstehst du doch, oder?« Er trat einen Schritt zurück und begutachtete sich. »Wieso sitzt diese verdammte Krawatte eigentlich immer schief?« Er zerrte am aufliegenden Teil der Krawatte, der um einen guten Zentimeter kürzer als die darunterliegende Zunge war. »Egal, unter dem Sakko sieht man es nicht.« Er knöpfte seinen Anzug zu und drehte sich zu Val um, der ihn noch immer ungläubig anstarrte. »In diesem Anzug sehe ich aus wie mein Großvater«, fuhr Armand betont fröhlich fort. »Er ist auf allen Fotos so angezogen. Hat sich übrigens mit dreißig umgebracht. Noch irgendwelche Instruktionen?«

Val schüttelte trübsinnig den Kopf und sagte: »Nein. Nur... nur, rede bitte nicht so viel. Und geh nur, wenn es sich nicht vermeiden läßt. Und bitte nicht gestikulieren. Ach, es ist sowieso egal. Du hast meine Mutter weggeschickt, Albert ist hier – es kann gar nicht funktionieren.«

»Aber ja doch!« sagte Armand und klopfte dem Jungen auf die Schulter. »Sei nicht so pessimistisch! Wir werden das Kind schon schaukeln.«

Die Schlafzimmertür öffnete sich und gab den Blick auf Albert frei, der einen schlichten schwarzen Anzug trug.

Gemessenen Schrittes kam er ins Zimmer und setzte sich, ohne auch nur eine manierierte oder weibische Geste zu machen. Als er stolz zu Armand und Val aufsaß, mußte er jedoch feststellen, daß sie ihn kritisch beäugten.

»Was?« rief er. »Das ist nicht gut genug? Wieso denn, bitte? Ich bin genauso angezogen wie ihr! Ich trage nicht einen einzigen Ring! Kein Make-up! Ich bin ein richtiger Kerl.«

Armand deutete auf Alberts Socken. Sie waren leuchtend pinkfarben. »Was ist damit?«

»Oh, das«, säuselte Albert und sah verliebt auf seine Knöchel. »Nun, ein bißchen Farbe muß doch sein. Warum? Was soll das? Wollt ihr sagen, daß ich so noch auffälliger bin? Ihr haßt mich! Dabei habe ich es nur gut gemeint... und ihr beiden haßt mich!« Er ballte die Fäuste und schlug sich auf die Knie. Dann erhob er sich und ging mit männlichem Schritt ins Schlafzimmer zurück. Leise schloß er die Tür hinter sich und war verschwunden.

Armand schüttelte den Kopf. »Eigentlich müßte das Leben mit Albert einfach sein. Er redet für alle anderen mit. Aber leider gibt er sich immer die falschen Antworten.« Er seufzte und ging ihm nach.

Val stand allein im Foyer. Er fühlte sich wie Hamlet – dieser Abend würde eine Katastrophe werden. Die Frage war nur, wie groß das Desaster werden würde. Würden er und Barbara danach gemeinsam fliehen müssen? Oder würde man Barbara noch vor dem Morgengrauen in ein Kloster sperren?

Agador kam aus der Küche und fing an, den Tisch zu decken. Seine Kleidung war untadelig: dunkles Sakko und lange Hose; allerdings war er barfuß. Während er das Silberbesteck auflegte, schwang er die Hüften und sang: »*She works hard for the money, she works hard for it honey...*«

Mit Mühe unterdrückte Val einen Tränenausbruch. Er sah Barbara schon als Nonne vor sich. »Du... du solltest besser

Schuhe anziehen«, sagte er zu Agador, obwohl er wußte, daß es vergebens sein würde. »Es ist schon spät.«

Agador antwortete in einem tiefen Bariton, der sich wie die überzogene Parodie einer Männerstimme anhörte. »Das hat keinen Sinn«, sagte er. »Ich trage nie Schuhe. Damit falle ich hin.«

Val schloß die Augen. »Zieh bitte deine Schuhe an, Agador«, sagte er, um Beherrschung ringend. »Und bitte, sprich mit deiner normalen Stimme. Und...« Er holte tief Atem. »... gönn mir eine Pause. *Bitte!*«

Agador schien zu spüren, daß der Junge mit den Nerven am Ende war, denn er sagte plötzlich: »In Ordnung«, und verschwand folgsam.

Das Telefon klingelte und riß Val aus seinen trüben Gedanken. Er blickte zum Schlafzimmer seines Vaters; die Tür stand offen. Sicher versuchte Armand, Albert wieder zu versöhnen.

Val entschied, daß er die Neuigkeiten, was immer es sein mochte, am besten als erster hören sollte. Vielleicht sind sie alle tot, dachte er hoffnungsvoll, während er zum Apparat lief. Dann fiel sein Blick auf das Kruzifix über dem Tisch, und er murmelte: »Du weißt, daß ich es nicht so gemeint habe. Was ist nur mit mir los?« Er wartete, bis sich der Anrufbeantworter einschaltete.

Nach wenigen Augenblicken hörte er eine fremde Frauenstimme. »Armand? Hier ist Katharine. Ich bin im Auto und auf dem Weg zu dir, aber ich habe gerade deine Nachricht erhalten, daß ich nicht kommen soll, und jetzt wollte ich sichergehen...«

»Hallo!« schrie Val, den Hörer an sich reißend. »Das war ein Mißverständnis! Er meinte, du sollst nicht zu spät kommen. Ich habe mitgehört.«

»Oh, da bin ich aber froh. Ich dachte mir schon, daß meine Sekretärin sich verhöhrt hat. Das passiert ihr ständig. Ich bin in einer halben Stunde bei euch.« Schweigen. »Bist du es... Val?«

Plötzlich hatte es ihm die Sprache verschlagen. Alles, was er herausbrachte, war: »Ja«.

»Val... Ich möchte nur, daß du weißt, wie ich mich freue, etwas für dich tun zu können. Ich weiß, daß es ein bißchen spät ist, um... du weißt schon...«

»Nein, das ist schon in Ordnung. Danke... daß du kommst.« Er konnte vor Verlegenheit kaum weitersprechen. »In einer halben Stunde also«, stammelte er und hängte ein. »... Mama«, fügte er leise hinzu, als der Hörer bereits auf der Gabel lag.

»Was?«

Val wandte sich um. Armand war zurück, die Schlafzimmertür hatte sich hinter ihm geschlossen. Val stellte hastig die Telefonklingel ab.

»Wie bitte?« fragte er.

»Ich sagte: Was? Was hast du gesagt?« Armand kam auf ihn zu. »»Bis in einer halben Stunde... *Mama*« War das...«

»Ja«, gab er herausfordernd zurück. »Und man kann sie nicht zurückrufen. Sie ist im Auto.«

Armand schüttelte den Kopf und lachte hysterisch. »Bist du völlig übergeschnappt? Albert ist doch jetzt schon kurz vorm Durchdrehen. Kannst du dir vorstellen, was passiert, wenn Katharine dieses Haus betritt?«

»Nichts. Er würde mich nie bloßstellen.« Armand warf ihm einen zweifelnden Blick zu, und Val fuhr fort: »Dad, ich konnte nicht sagen, daß sie nicht kommen soll! Sie ist meine Mutter! Wenn sie kommt, wird es heute abend klappen. Das fühle ich. Ich meine, ohne sie...« Er zuckte mit den Schultern. »Ohne sie bin ich verloren. Das weißt du doch.«

Armand ließ resigniert die Arme sinken. Kopfschüttelnd meinte er: »So ist es also in der Hölle.« Dann fiel sein Blick auf die Wand über dem Telefonschrank. »Sogar ein Kruzifix gibt es dort.«

30. Kapitel

Auf der linken Straßenseite, an einer vom Neonlicht grell beleuchteten Ecke, versuchte eine lateinamerikanische Sexbombe im Minirock, ihrem aufdringlichen Galan zu entkommen. Er packte sie am Arm; sie überschüttete ihn mit Obszönitäten, schlug ihn, trat nach ihm und zerkratzte ihm das Gesicht, bis er blutete. Er ließ nicht locker, und als ihre Wut verraucht war, fiel sie ihm in die Arme, und beide versanken in einem leidenschaftlichen Kuß...

In einem Straßencafé auf der rechten Seite saßen drei sonnengebräunte Typen an einem Tisch, auf dem ein mit durchsichtiger Flüssigkeit gefülltes Glas stand, und zeigten ihre nackten, muskelbepackten Oberkörper. Einer von ihnen tauchte eine Sicherheitsnadel in das Glas, schüttelte sie trocken und fing an, die Brustwarze des neben ihm Sitzenden zu durchbohren. Als der junge Mann vor Schmerz aufschrie, küßte ihn der dritte Kraftprotz aufs Ohr und kraulte ihm beruhigend den Nacken. Der erste Bursche zog einen Ring durch die frisch durchbohrte Warze, drehte sich dann um und rief: »Der nächste.« Ein weiterer Adonis nahm Platz und bot ihm die nackte Brust...

Vor ihnen an einer Ampel überquerte ein verdreckter Mann unbestimmten Alters, mit dichtem grauem Bart und einer abgerissenen Weste die Straße. Bei jedem Auto blieb er stehen, beugte sich hinab und sagte: »Hey, Mann, ich habe Mescaline. Mescaline, LSD, Ecstasy, PCP, Mann. Heroin? Ich habe auch Heroin. Willst du Heroin, Mann?« Hätte ihn nicht jemand von der anderen Straßenseite gerufen, hätte er wahrscheinlich

weitergemacht. »LSD? Hast du LSD?« Schon war er verschwunden...

Hinter ihnen gerieten zwei besoffene Gangmitglieder aneinander. Sie prügeln sich, bis sie auf der Straße landeten. Eine Bande johlender Nichtstuer grölte Beifall, als einer dem anderen einen Kinnhaken versetzte. Der Junge stürzte mit einem lauten Krach auf den Kofferraum des Lincoln und rollte von dort auf die Straße...

Um sie herum wimmelte es nur so von Prostituierten, Dieben, Päderasten, Trunkenbolden, Lesben, Drogensüchtigen und Straßendealern – die Abtrünnigen der Gesellschaft in ihrer gesamten Bandbreite.

Sie kamen erneut zu einer Ampel, an der ein Schild mit der Aufschrift hing: BEI GELBEM BLINKLICHT DURCHFAHRT VERBOTEN. Das gelbe Licht blinkte nicht. Louise Keeley wagte es nicht, aus dem Fenster zu sehen. Sie drückte sich neben Kevin in den Rücksitz und versuchte, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

»Es ist irgendwie doch ganz anders als Palm Beach«, sagte sie mit gespielter Unbekümmertheit.

Barbara war die Sache entsetzlich peinlich. Sie kaute an ihren Nägeln und versuchte, das Ganze zu überspielen. »Ach, ihr wißt doch, wie so was läuft«, sagte sie. »Als sie ihr Grundstück kauften, war hier nichts als Sand. Das hier... ist... sozusagen aus dem Boden geschossen, während sie in Griechenland waren.« Sie zuckte die Achseln. »Dagegen kann man nichts tun.«

Der Senator zuckte ebenfalls mit den Schultern. »Tja, ich weiß nicht so recht«, meinte er sarkastisch. »Wie wäre es mit einem Umzug?«

Barbara wurde blaß. »Ja, natürlich. Aber dann hätten die da draußen ja gewonnen.« Sie deutete mit dem Daumen auf die Welt vor dem Fenster.

»Damit könnte ich leben«, sagte er. »Und du, Louise?«

Sie nickte. »Ich auch.«

Harry Radman in dem silberfarbenen Escort hinter ihnen folgte langsam. Seinen wachsamen Augen entging nichts vom Geschehen um sie herum. Senator Kevin Keeley, Mitbegründer der Partei für Moral und Ordnung, fuhr den größten Transvestitenstrich von South Beach, Florida, entlang. Es war zu schön, um wahr zu sein. Er zwickte sich, um sicherzugehen, daß er nicht träumte.

Der Escort wurde zum Halten gezwungen, als sich ein schlaksiger, hochgewachsener, schweißnasser Schwarzer mit riesigen Ohrringen verzweifelt zwischen die Autos stürzte. Sein einziges Kleidungsstück bestand aus einem Handtuch, das aus einem Hotel zu stammen schien. (Immerhin wurde es von einer Sicherheitsnadel an der Hüfte gehalten.) »Wo ist meine Python? Hat jemand meine Python gesehen?« Er legte flehend die Hände zusammen, während er in den Wagen der Keeleys startete. »Bitte, bitte... haben Sie meine Python gesehen?«

Radman drehte sich grinsend zu Fishburn um und meinte: »Junge, wir sollten unsere Regale leerräumen. Ein paar Pulitzerpreise sind uns sicher.«

31. Kapitel

Armand und Val standen vor der Schlafzimmertür. Armand drückte die Klinke herunter, aber die Tür ließ sich nicht öffnen.

Er drehte sich zu Val um. Hoffnungsvoll sagte er: »Wenn wir Glück haben, kommt er gar nicht erst raus.« Er wandte sich an das gewaltige Kruzifix. »Ich bin nicht religiös. Außerdem bin ich Jude. Aber wenn heute abend alles glattgeht, dann trete ich deinem Verein bei.«

Es klingelte an der Tür.

Val und Armand sahen einander an; ihre Herzen rasten. »Amen«, sagte Val.

»Das hast du gesagt.«

»Weil wir gerade beim Thema Jude sind«, fügte Val hinzu, während er und Armand sich bereitmachten, die Keeleys zu empfangen, »Barbara hat ihren Eltern erzählt, unser Nachname sei Coleman.«

Armand blieb wie angewurzelt stehen. »Wie bitte?«

Es klingelte erneut. Agador stürzte in die Halle. Er trug spiegelblank polierte schwarze Schuhe. Wie er es Val angekündigt hatte, stolperte er und fiel. Sein Sturz war bühnenreif; wild mit den Armen rudern und mit den Beinen strampelnd, schlug er auf dem Boden auf.

Armand murmelte ein säuerliches »Herzlichen Dank« an die Adresse des Kruzifixes.

Agador stöhnte, erhob sich und öffnete die Tür.

Ein distinguiertes, rotgesichtiger Herr im Anzug, eine winzige, nervöse Frau mittleren Alters und ein bezauberndes junges Mädchen standen vor ihnen – die Keeleys. Wer sonst?

Agador verneigte sich tief und sagte mit seiner neuen Stimme, die wie eine schlechte Imitation des Marlboro-Mannes klang: »Guten Abend. Ich bin Spartakus, der Butler der Goldmans.«

Armand warf dem Kruzifix einen vernichtenden Blick zu. »Sehr gut«, murmelte er. »Nur weiter so. Die monatliche Quote der Bekehrungen scheint schon erreicht zu sein. Ein Heide mehr oder weniger lohnt wohl die Mühe nicht?«

Senator Keeley kniff die Augen zusammen und legte den Kopf zur Seite. »Goldman?« fragte er.

Val stürzte vor und erwiderte: »Nein, nein, Coleman. Spartakus ist... er ist...«

»Aus Guatemala«, sagte Armand.

»... neu.« Val bedeutete den Keeleys einzutreten.

Barbara gab ihm einen, wie ihm schien, überaus schwesterlichen Kuß auf die Wange und sagte: »Val, mein Vater, meine Mutter.« Sie wandte sich an ihre Eltern: »Das ist Val Coleman.«

Senator Keeley, der es nicht umsonst im Leben so weit gebracht hatte, sah den Jungen durchdringend an und fragte: »Coleman oder Coldman?«

Armand trat vor und streckte seine Hand aus. »Coleman«, sagte er mit gewinnendem Lächeln. »Das ›d‹ ist stumm.«

Val deutete auf ihn. »Mein Vater.«

Armand machte eine Verbeugung und nahm Mrs. Keeleys Hand. »Sehr erfreut.«

Louise wurde verlegen und blickte ihren Gatten in mädchenhafter Verwirrung an. »Oh«, sagte sie und entzog Armand sanft ihre Hand. »Meine Tochter, Barbara...« Sie schob Barbara wie zum Schutz vor sich.

Armand verbeugte sich erneut und griff nach Barbaras Hand. »Ich bin entzückt.« Er deutete einen Handkuß an. Barbara schnitt eine Grimasse und sah Val fragend an.

Val rollte die Augen.

Mrs. Keeley legte ihrem Gatten die Hand auf die Schulter.
»Mein Mann.«

»Es ist mir eine Ehre«, sagte Armand im Brustton der Überzeugung. Er schleuderte seinen Arm aus der Schulter heraus mit steifem Handgelenk vor. Senator Keeley zuckte bei dieser frankensteinartigen Bewegung zusammen, dann streckte er selbst die Hand aus. Armands Händedruck war so fest, daß der Senator aufstöhnte. Er befreite sich und lachte nervös. »Sie haben einen kraftvollen Händedruck, Mr. Coleman«, sagte er.

Armand nickte. »Den braucht man in Griechenland auch.«

Es entstand eine kleine Pause, während der jeder so tat, als hätte er verstanden, was das heißen sollte.

Schließlich brach Val das Schweigen. »Meine Mutter kann erst in zehn oder fünfzehn Minuten hier sein«, sagte er liebenswürdig. »Sie besucht... meine Großeltern in Palm Springs. Sie wissen ja...der Verkehr...«

»Ist das nicht wundervoll?« rief Mrs. Keeley, die fest entschlossen war, alles vollkommen zu finden. »Solch guter Kontakt zwischen den unterschiedlichen Generationen!« Bestätigung heischend, wandte sie sich an ihren Mann, der in dem schummrigen Licht etwas von der Wohnung zu erkennen versuchte.

»Ja«, erwiderte Armand, um die entstehende peinliche Pause zu füllen. »Äh... wollen Sie nicht hereinkommen?«

Er ging mit langsamen, steifen Schritten ins Wohnzimmer voran. Nur nicht auffallen. Die Keeleys folgten ihm mit besorgten Blicken auf seinen mühsamen Gang.

Val bemerkte es und warf ein: »Wie geht es deinem Bein, Dad?« Er wandte sich an die Keeleys und erklärte: »Mein Vater hat eine alte Verletzung vom Fußballspielen.«

»Ach!« sagte der Senator dankbar. »Ein Leidensgenosse! Wo haben Sie gespielt?«

Val und Armand drehten sich mit leicht entsetzten Gesichtern zu ihm um, dann antwortete Val: »Miami United«, während Armand »Griechenland« hervorstieß.

Bevor jemand etwas sagen konnte, nahm Barbara ihre Mutter beim Arm und meinte: »Was für ein interessanter Raum! Wundervoll! Sieh nur, Mama! Ist das nicht ein hübsches Zimmer?«

Mrs. Keeley blickte sich um. Ihr kam der Raum eher düster und beunruhigend leer vor, aber das konnte sie natürlich nicht sagen. »Äh, ja«, erwiderte sie nachdenklich. »Sehr schön. Ein sehr angenehmes Ferienhaus. Ich mag diese... diese...« Sie suchte nach dem passenden Wort. »... Strenge.«

Armand neigte dankbar den Kopf.

Val trat in die Mitte des Raumes. »Für Dad ist dies eher ein Ort der Arbeit und der, äh, inneren Sammlung. Ferienhaus kann man nicht unbedingt dazu sagen, es ist mehr ein... ein...«

»Kloster«, erklärte Armand mit einem Seitenblick auf das verräterische Kreuzifix.

»Ja, genau.« Val nickte begeistert.

»Nun, ich finde es einfach bezaubernd.« Mrs. Keeley legte ihre Handtasche auf einen Stuhl. »Und diese wunderbaren alten Bücher!« Sie studierte die Titel der Bände, die auf einer Kredenz standen. »*Nancy Drew und die brennende Kerze*.« Sie lächelte überrascht. »Sie haben ja die ganze Reihe!«

Val war leicht verwirrt. »Was? – Oh, ja. Sie gehören... meiner Mutter.«

»Als Kind konnte ich gar nicht genug davon bekommen. Ich muß mich unbedingt mit deiner Mutter unterhalten. Ich besitze allerdings kein einziges mehr von diesen Büchern.« Sie seufzte. »So geht die Kindheit dahin. Man fragt sich nur, warum später im Leben...« Ihr Ton wurde wehmütig. Armand wechselte einen besorgten Blick mit Val, dann wandte er sich wieder seinen Gästen zu.

»Aber bitte«, sagte er. »So nehmen Sie doch Platz.«

Sie verteilten sich auf die riesige, weiche Couch und die harten gotischen Stühle.

Nur Armand blieb stehen. »Sollen wir mit Champagner feiern?« fragte er und schlenderte zur Bar.

»O wie schön!« kommentierte Mrs. Keeley, weiterhin fest entschlossen, alles wunderbar zu finden.

Armand rief in den Gang hinein: »Agador!«

Verzweifelt bemüht, eine Katastrophe zu verhindern, fiel Val ein: »Spartakus!«

Armand, der seinen Fehler bemerkt hatte, schrie noch lauter: »Agador Spartakus!« Dann wandte er sich an die Keeleys: »Er besteht darauf, daß man ihn bei seinem vollen Namen ruft.«

Agador erschien in der Tür, die Fußspitzen unnatürlich nach innen verdreht. »Ja, Sir«, sagte er mit schmerzverzerrtem Gesicht.

»Bring den Champagner!« befahl Armand.

Er hinkte davon.

Armand setzte sich neben Val. Beide lächelten die Keeleys an. Erst jetzt fiel Louise auf, daß Vater und Sohn in Schweiß gebadet waren.

32. Kapitel

Der silberfarbene Escort parkte hinter dem schwarzen Lincoln, in dem nur noch der Chauffeur saß.

»Hier ist es«, sagte Harry, während er seinen Gurt löste.
»Wünsch mir Glück.«

»Viel Glück!« Fishburn legte die Parkstufe ein.

Harry schlenderte zur Fahrerseite des Lincoln und sagte:
»Hi.«

Der Fahrer klappte hastig (und ziemlich ungeschickt) das Pornomagazin zu, in dem er gelesen hatte, und erwiderte: »Oh, hallo. Da sind Sie ja wieder.«

»Wir sind Ihnen hierher gefolgt. Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen.«

»Ich hatte damit gerechnet.« Er stopfte das Magazin unter den Sitz. »Außerdem habe ich Sie natürlich unterwegs bemerkt.«

Harry lächelte und nickte. »Sie kennen sich aus«, sagte er, um das Selbstbewußtsein des Chauffeurs ein wenig zu heben.
»Sie sind ein ganz Ausgeschlafener.«

Der Fahrer warf sich in die Brust. »In mir steckt mehr, als man auf den ersten Blick vermuten würde.«

Radman deutete mit dem Kopf auf das Gebäude, vor dem sie standen; es schien sich um einen Nachtclub zu handeln. In Neonschrift stand THE BIRDCAGE über der Tür. »Sind sie da drin?« fragte er hoffnungsvoll.

Der Chauffeur schüttelte den Kopf. »Sie sind um die Ecke gegangen.« Er wies in die entsprechende Richtung.

Harry tippte mit den Fingern an seinen Hut, sagte »Danke, Kumpel« und ging zu dem Escort zurück. Er beugte sich zum Fahrerfenster hinunter. »Sie sind um die Ecke gegangen.«

Fishburn reckte den Hals, um zu sehen, wohin Harry deutete. »Ja...? Das ist der Seiteneingang zu dem Gebäude.« Er blickte wieder auf den Nachtclub. »Ich frage mich, ob man von dort aus auch in den Club kommt.«

»Laß es uns herausfinden.« Harry rieb sich erwartungsvoll die Hände.

Fishburn stieg aus, warf die Tür zu und drückte den Knopf für die Alarmanlage an seinem Schlüsselbund. Der Wagen gab einen kurzen, bestätigenden Warnton von sich, ließ die Lichter kurz aufblinken und blieb dann still.

Harry schüttelte den Kopf. »Als ob irgend jemand den Schrotthaufen stehlen würde.«

»Immerhin ist es *mein* Schrotthaufen.« Fishburn zog seine Hose zurecht. »Ich kann mich nicht erinnern, daß du *dein* Auto für die Fahrt vorgeschlagen hättest.«

Harry wurde rot. »Es ist in der Werkstatt.«

»In der Werkstatt«, wiederholte Fishburn, der ihm offensichtlich nicht glaubte. »Also gut, laß uns gehen.«

Bevor sie sich auf den Weg machen konnten, kam ein schlaksiges Mädchen im Overall und mit wilder, honigfarbener Mähne auf sie zu. »Entschuldigung bitte, meine Lieben!«

Harry wandte sich um und war vom Anblick dieser Erscheinung überwältigt. »Äh, ja. Was gibt's denn?« fragte er, während er einen Blick mit Fishburn wechselte.

Das Mädchen stand jetzt direkt vor ihnen, und es war nicht zu übersehen, daß sie kein Mädchen war. »Ihr wollt doch hier wohl nicht parken, oder?« fragte sie. »Das ist nämlich verboten! Unser Türsteher ist nur kurz fortgegangen, um nach einem anderen Auto zu sehen. Er wird in ein paar Sekunden wieder zurück sein.«

Harry starrte sie mit offenem Mund an. »Wir... wir... wir... sind auch gleich wieder da.« Er konnte den Blick nicht von ihr abwenden. »Nur einen Augenblick.«

Sie zog eine Grimasse. »Na schön. Aber falls ihr länger hier stehenbleibt, werdet ihr wahrscheinlich abgeschleppt. Nur damit ihr Bescheid wißt.« Sie machte kehrt und stakste auf ihren hohen Absätzen in den Club zurück.

Harry sah Fishburn an und hob einen Finger, um ihm zu bedeuten, daß er schweigen solle. »Nein«, befahl er. »Kein Wort.« Er schüttelte den Kopf. »Du würdest alles verderben.«

Fishburn verschloß auf seinen Lippen einen imaginären Reißverschluß.

33. Kapitel

»Diese Verantwortung!« Mrs. Keeley beugte sich vor und schlang die Hände um ihre Knie. »Zwei Häuser. Wann haben Sie dieses hier gekauft?«

»Vor ungefähr fünfzehn Jahren«, erwiderte Armand und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er senkte die Stimme und fügte in vertraulichem Ton hinzu: »Natürlich war die Gegend damals hauptsächlich schwarz.«

Der Senator nickte knapp.

Mrs. Keeley sah ihn neugierig an. »Ach, wirklich?« Ihre Stimme drückte Zweifel aus. »Barbara hat uns erzählt, daß hier nichts als Sand war.«

»Ja, nun«, erwiderte Armand und fuhr sich erneut über die Stirn. »Sie kennen doch den alten Spruch: ›Wo Sand ist...‹« Er verfiel in bedeutungsvolles Schweigen und starrte sie mit hochgezogenen Augenbrauen an.

Mrs. Keeley nickte wissend, sah sich jedoch zu keiner Antwort in der Lage.

Agador hatte genau diesen Augenblick gewählt, um mit einer Flasche Champagner im Eiskübel hereinzuhinken. Das Gehen schien ihm noch schwerer zu fallen als zuvor – er wirkte, als überquere er eine Hängebrücke bei Sturm.

»Aha!« frohlockte Armand bei dem Anblick. »Jetzt kann es losgehen. Champagner für alle!«

»Und einen Scotch«, warf der Senator ein. »Wenn Sie den haben.«

»Scotch!« erwiderte Armand unsicher. »Nun, ich bin sicher... wahrscheinlich... Agador Spartakus, einen Scotch für

den Senator!« Nachdem er das Problem auf diese Weise weitergegeben hatte, lehnte er sich zufrieden zurück.

Agador stellte den Eimer auf den Tisch in ihrer Mitte, nahm die Flasche und begann sie zu öffnen. Alle blickten in erwartungsvollem Schweigen auf ihn. Plötzlich wurde die Stille von einem *Klonk* aus dem Nebenzimmer unterbrochen.

Die Keeleys drehten sich um. »Haben Sie das gehört?« fragte der Senator.

»Was gehört?« gab Armand verdutzt zurück.

»Ist noch jemand im Haus?« erkundigte sich Mrs. Keeley.

»Sollen wir mit dem Champagner noch warten?«

Armand lachte übertrieben laut und ein wenig zu lange.

»Nur unser Hund, Piranha«, antwortete er lebhaft. »Wir schließen ihn immer ein, wenn Besuch kommt.«

Der Korken flog plötzlich durchs Zimmer. Agador und Armand kreischten erschreckt. Val versuchte, diesen Fauxpas zu vertuschen, indem er mit einem Begeisterungsruf nach der Flasche griff.

»Danke, Agador Spartakus«, sagte er hastig. »Ich schenke selbst ein. Kümmere dich nur um das Essen.«

Agador verneigte sich linkisch und trottete davon. Val ging von einem zum anderen, um die Kristallflöten zu füllen.

»Er ist ein ausgezeichnete Küchenchef«, sagte Armand über den entschwindenden Agador, »aber was den Service angeht, hat er noch viel zu lernen.«

Louise Keeley nickte verständnisvoll. »Gutes Hauspersonal ist so schwer zu bekommen.« Sie stützte das Kinn in die Hand. »Hat er eine Lähmung? Er scheint etwas unsicher auf den Beinen.«

»Ach, das«, erwiderte Armand kichernd. »Er ist frisch operiert. Er... er... hat sich sterilisieren lassen.«

»Sterilisieren?«

»Ja. Unser Agador ist ein richtiger Frauenheld. Agador Spartakus, wollte ich sagen. Zu seinem eigenen finanziellen Wohl war es unumgänglich. Erst gestern ist er unters Messer gekommen, deswegen hat er noch nicht die alte Standfestigkeit.«

»Gütiger Himmel«, sagte Mrs. Keeley und griff sich an die Kehle. »Sollte er da nicht im Bett liegen und sich erholen?«

»Aber genau das hat ihn ja erst in Schwierigkeiten gebracht«, witzelte Armand. Sie verstummten, als Agador mit dem größten Glas Scotch, das der Senator je gesehen hatte, ins Zimmer gehumpelt kam. Er reichte es ihm und entschwand erneut.

Armand blickte nervös auf die Uhr. »Wo bleibt denn nur meine Frau?« sagte er und lachte matt.

Selbstverständlich meinte er Katharine, die in diesem Moment in einem Stau vor einer offenen Zugbrücke im Stadtzentrum steckte. Während um sie herum laut und, wie sie verächtlich dachte, völlig vergeblich gehupt wurde, legte sie entnervt die Parkstufe ein. Dann öffnete sie ihre Tasche und entnahm ihr verschiedene Papier in Plastikhüllen.

Barbara und Val standen unterdessen im Mittelpunkt des Interesses. Sie erzählten soeben, wie sie sich kennengelernt hatten.

»Er war... er war irgendwie seltsam«, sagte Barbara und schob Haarsträhnen hinter ihre Ohren.

Val lachte verlegen. »Das war ich tatsächlich.« Er bedeckte die Stirn mit der Hand. »Ich sagte: ›Willst du mich heiraten?‹, und sie sagte: ›Wie bitte? Bist du nicht der Junge, der gesagt hat *Nicht unter dreißig?*‹. Und ich sagte: ›Erinnere mich nicht daran‹.« Barbara und er hielten sich den Bauch vor Lachen. Ihre Eltern nickten wohlwollend, wenn auch leicht irritiert.

»O ja, es war so lustig.« Barbara nippte an ihrem Champagner.

»Ja«, stimmte Mrs. Keeley mit breitem, gekünsteltem Lächeln zu. »Es... es hörte sich wirklich sehr lustig an.«

Wieder ein *Klong*. Die Keeleys starrten zum Korridor.

Val brach hastig das Schweigen. »Hatten Sie eine gute Reise, Senator?«

»Was? Äh... ja. Eine gute Reise. Sehr angenehm.« Er schlug die Beine übereinander. »Wir haben uns für das Auto entschieden, um... um den Wechsel der Jahreszeiten richtig mitzuerleben. Es war eine lange Reise, durch Virginia, Kentucky, Tennessee, Georgia – aber für mich ist das einfach zauberhaft...«

Das Telefon klingelte. Weder Val noch Armand machten Anstalten, den Hörer abzuheben; beide blickten fasziniert auf Senator Keeley. Er beschloß fortzufahren, räusperte sich und nahm einen Schluck aus seinem Viertelliterglas Scotch. »Aus dem kalten Norden...« Es klingelte wieder. »... in den warmen Süden, und überall die gewaltigen Unterschiede zwischen den...« Ein drittes Klingeln. »... einzelnen Gegenden unseres wundervollen Landes... Meine Frau und ich fuhren früher...« Es klingelte zum viertenmal. »... jeden Herbst nach Virginia wegen des Laubes. Wundervolles Laub – obwohl ich meine, das Laub in Ohio wird oft unterschätzt. Entlang der I-75 ist es einfach beeindruckend...«

Ein mehrfach klickendes Geräusch war zu hören, bevor Katharines Stimme laut und deutlich aus dem Anrufbeantworter drang. Val und Armand rührten sich nicht von der Stelle. Verzweifelt lächeln lag auf ihren erstarrten Gesichtern, während sie den Blick nicht von ihren Gästen wandten. Nach einem Augenblick der Unsicherheit wurde dem Senator klar, daß er weitersprechen sollte, und er fuhr fort.

»Hallo? Hallo?« sagte Katharine. »Ich bin es, Katharine. Armand? Val...? Albert?«

»Ganz... beeindruckend an der I-75. Äh... aber wir fuhren eben nach Virginia, nur um ein bißchen herauszukommen...«

»Mist. Also, ich stecke im Stau. Wartet mit dem Essen nicht auf mich.«

»... Sie wissen schon, diese hübschen Farmen und die idyllische Landschaft. Wunderschön. Sie sollten die Hügel sehen...«

Val ließ den Senator nicht aus den Augen. Das erstarrte Lächeln wich nicht aus seinem Gesicht, während er sich erhob, rückwärts zum Anrufbeantworter ging und ihn mit einer eleganten Bewegung zum Schweigen brachte.

»... und die Hügel...« fuhr der Senator jetzt ohne Untermalung fort, »... die Majestät der purpurfarbenen Berge! Einfach fantastisch. Rote Blätter, purpurfarbene Berge, grüne Felder – und die Straßen! Schwarz. Mitten in all dem Grün. Diese Farben, die Bäume...« Er legte eine Pause ein und holte erschöpft Atem. Nach einem weiteren Schluck Scotch wandte er sich erneut an seine Gastgeber. »Pennsylvania ist auch sehr schön«, sagte er großmütig.

Es folgte eine lange Pause. Dann, als wäre es ihm soeben erst eingefallen, wandte Armand sich an Val: »War das eben deine Mutter am Telefon? Mir war so. Ich war nur so gefesselt von...«

»Ja.« Val nickte eifrig. »Ja, das war Mama. Sie steckt im Stau und sagt, wir sollen mit dem Essen nicht auf sie warten.« Er wandte sich an die Keeleys: »Ich hätte den Hörer abnehmen sollen, aber ich wollte die faszinierende Beschreibung des Senators nicht unterbrechen.«

Der Senator betrachtete ihn in zögerlichem Stolz. »Na, *so* gut war sie nun auch wieder nicht...«

»Es war einfach wundervoll!« rief Armand. »Ich hatte das Gefühl, dort zu sein. Eine so farbenprächtige, lebendige

Schilderung – Sie sind talentiert!« Er klatschte in die Hände.
»Ich sollte Agador Spartakus Bescheid geben...«

Er erhob sich mit einer affektierten Bewegung, die Knie fest zusammengepreßt. Val war sofort an seiner Seite. »Laß mich dir helfen, Dad.« Er zwinkerte den Keeleys zu, als wollte er sie an die alte Footballverletzung erinnern.

»Würden Sie uns bitte entschuldigen?«

Val schleppte ihn geradezu mit Gewalt auf den Balkon. Mit einem breiten Lächeln an die Adresse der Keeleys schloß er die Glastür, dann wirbelte er zu seinem Vater herum.

»Dad!«

»Ich weiß, ich weiß«, sagte Armand leise. Er lehnte sich gegen das Geländer und preßte die Hand aufs Herz. »Mir ist noch nie in so kurzer Zeit so viel schiefgegangen. Und ich leite immerhin ein Cabaret!« Er schüttelte den Kopf. »Die Sache ist wie verhext.«

Val lehnte sich an die Wand neben der Tür. »Was sollen wir tun? Sollen wir auf sie warten? O Gott, ist das alles schrecklich...« Er blickte durch die Glastür zurück und winkte.

Die Keeleys winkten stumm zurück. Dann beugte sich der Senator vor und flüsterte seiner Frau und seiner Tochter zu:
»Hier stimmt etwas nicht.«

»Es ist die Jackson-Geschichte«, sagte Mrs. Keeley in einem Anfall von Panik. »Wahrscheinlich will die Frau nicht mit uns im gleichen Haus sein. Nicht, daß ich es ihr verdenken könnte! Und der Vater ist völlig mit den Nerven am Ende. Wir sind Ausgestoßene, Kevin!«

»Nein, nein«, entgegnete Barbara. »Das ist es bestimmt nicht.«

»Aber irgend etwas geht hier vor«, wiederholte der Senator und rieb sich gedankenverloren das Kinn. »Irgend etwas ist an dem Vater seltsam... und an dem Butler. Aber ich weiß nicht genau, was...«

»Gar nichts geht hier vor«, sagte Barbara gereizt. »Warum müßt ihr immer gleich das Schlimmste vermuten? Vals Mutter hat sich einfach ein wenig verspätet. Das ist alles.«

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte Armand und trat vom Balkon aus wieder ein. Dicht auf den Fersen folgte ihm Val, der sich nervös mit den Fingern durchs Haar fuhr und dessen Gesicht aschfahl wirkte. Barbara hätte im Boden versinken mögen. »Wir werden ihr noch eine halbe Stunde geben«, sagte Armand. »Wenn sie dann nicht hier ist, fangen wir...«

»*Hier bin ich!*« ertönte eine Stimme aus dem Gang.

Alberts Stimme.

Armand und Val wagten es nicht, sich umzudrehen.

Fieberhaft suchten sie bereits jetzt nach Erklärungen, von denen keine auch nur im entferntesten glaubhaft klingen würde. Als sie sich schließlich überwunden hatten, sahen sie sich einer Erscheinung in klassischem Rock, kurzer Jacke und weißen Handschuhen gegenüber. Albert trug eine seiner wilden Perücken, die er mit Kamm und Haarspray so gebändigt hatte, daß nicht einmal die Töchter der amerikanischen Revolution Anstoß genommen hätten. Eine kleine Pelzstola lag um seine Schultern, und er trug eine übergroße Handtasche.

Armand und Val starrten ihn an, versteinert vor Entsetzen.

»Bitte entschuldigen Sie die Verspätung«, zwitscherte Albert, während er hereinkam. Er lächelte Senator Keeley zu, der wohlherzogen aufsprang. »Der Verkehr war einfach unglaublich! Senator Keeley, Mrs. Keeley – ich freue mich sehr, Sie endlich kennenzulernen.« Er schüttelte ihnen die Hand, dann wandte er sich an Barbara, die ihn mit offenem Mund anstarrte. »Und du müßt meine zukünftige Schwiegertochter sein! Was für ein hübsches Kind. Komm her und laß dich in die Arme schließen!« Barbara riß die Augen auf. »Nur keine Angst!« drängte Albert, woraufhin sie sich

verzweifelt an die Lehnen ihres Stuhls klammerte. »O wie bezaubernd!« Albert wandte sich erneut an die Keeleys. »Sie ist schüchtern.«

Mrs. Keeley lächelte glücklich. »Ich freue mich auch, Sie kennenzulernen, Mrs. Coleman.«

»Goldman«, verbesserte Albert mit einem Augenzwinkern.

Senator Keeley legte den Kopf schief. »Ich dachte, das ›d‹ sei stumm.«

»W-was? Das...«

»Es wird doch Coleman ausgesprochen?« fragte Barbara betont deutlich. »Es gab da einige Verwirrung.«

»Coleman?« wiederholte Albert. Er sah Armand an, der ihm einen durchbohrenden Blick zuwarf.

»Ach so, ja.« Albert hatte endlich begriffen. »›Coleman‹, natürlich! In Amerika ist das ›d‹ stumm.« Er wedelte mit der Hand, als sei dieses Detail nur eines von vielen, mit denen er sich unnötigerweise herumzuschlagen hätte. »In Frankreich, wo unser Schloß steht, heißt es *Cole d'isle au Man*, das bedeutet Cole von der Insel Man; in Griechenland, wo Armand arbeitet, *Cole d'man* – und hier in Florida, wo unsere Heimat ist, einfach nur Coleman. Wir wissen eigentlich immer erst, wo wir sind, wenn jemand unseren Familiennamen ausspricht.« Er lachte schallend.

»Oh, ich verstehe«, meinte Louise Keeley, die nur einen Bruchteil der vielen Details begriffen, aber den Sinn des Ganzen erfaßt hatte. »Das erklärt natürlich alles.«

»Ja, endlich«, meinte der Senator befriedigt. Er faltete die Hände hinter dem Rücken und lächelte zufrieden.

Barbara war von Alberts Naivität bezaubert. Sie erhob sich und sagte: »Ich glaube, ich möchte Sie gerne umarmen, Mrs. Coleman.«

34. Kapitel

Im Schneiderraum würde es heute wieder spät werden. Nichts Neues für Barney Priskin. Wie oft hatte er schon zu nächtlicher Stunde in Sekundenschnelle Mikrowellengerichte hinuntergewürgt. Diese Woche machte da keine Ausnahme. Sogar die Katze sah ihn bereits an, als wäre er ein Eindringling in ihrem Haus.

Der Produzent stand so dicht hinter ihm, daß er seinen Atem im Nacken spürte – eine entsetzliche Angewohnheit. Sie gingen die Unmengen von Filmmaterial durch, die während der vergangenen Nacht vor Senator Kevin Keeleys großem, alten Haus in Ohio gedreht worden waren. Bis jetzt war nichts Bewegendes dabei. Das beste Material war bereits an die großen Fernsehsender gegangen und gesendet worden, unter anderem ein heiteres Interview, bei dem der Senator auf einer Leiter stand. Die meisten Aufnahmen zeigten jedoch Haus und Grundstück. Ab und zu sah man die Frau des Senators, aufgetakelt wie für einen Staatsempfang, an einem der Fenster vorbeischlendern. Aber aus irgendeinem Grund wollte der Produzent alles noch einmal sehen. Barney spulte so schnell wie möglich vor.

»Okay«, sagte der Produzent mit einem Blick auf das Zählwerk. »Langsamer. Es ist ungefähr bei 2880.«

Barney ließ den Film in normaler Geschwindigkeit laufen und lehnte sich zurück.

Eine Reporterin, schlank, effizient – aber fürs Bett zu haben – kam hereingestürzt. »Also gut«, rief sie und warf ihre Aktentasche auf einen Sessel. »Fünf Minuten, dann geht's ab nach Hause. Habt ihr was für mich oder nicht?«

»Das kannst du selbst entscheiden«, erwiderte der Produzent selbstgefällig. Er trat zur Seite, damit die Reporterin seinen Platz hinter Barney einnehmen konnte. Ihr Atem in seinem Nacken störte Barney weitaus weniger.

Der Zähler erreichte 2874: Auf dem Bildschirm waren grobkörnige, unzusammenhängende Bilder des Grundstücks zu sehen, offenbar aus großer Entfernung aufgenommen. Wahrscheinlich von der Straße aus.

»Hier ist es«, sagte der Produzent, als der Zähler auf 2881 sprang.

Die Kamera war auf die Einfahrt zum Haus gerichtet, wo ein Mann in einem Trenchcoat unauffällig die Hand durch das Torgitter steckte.

»Wir waren dabei, das Material nochmals für ein Special über Eli Jackson zu sichten«, sagte der Produzent. In diesem Moment erschien auf dem Bildschirm jemand in Uniform – offenbar der Chauffeur – und ging die Einfahrt entlang auf den Mann im Trenchcoat zu. »Kannst du es lauter stellen?« fragte der Produzent.

Barney schob den Tonregler auf volle Lautstärke. Im Rauschen und Knacken des Bandes konnte sie ziemlich deutlich hören, wie der Mann im Trenchcoat fragte: »Wohin fahren Sie ihn?«, worauf der Chauffeur antwortete: »South Beach, Florida. Heute abend.«

Die Reporterin richtete sich auf und preßte beeindruckt die Lippen zusammen.

»Danke, Barney«, sagte der Produzent und gab ihm einen anerkennenden Klaps auf die Schulter. Barney hielt das Band an der Stelle an, wo der Chauffeur das Geld von Mr. Trenchcoat nahm. Dann drehte er seinen Stuhl herum, um die Beine ausstrecken zu können.

»Wo kommt das her?« fragte die Reporterin knapp.

»Das war hinter Keeleys Haus gestern abend. Wir waren auf der Suche nach ein bißchen Hintergrundinformation. Der dicke Typ ist vom *Inquirer*. Harry... Harry Radman.« Er hatte einen Blick auf seinen Notizblock geworfen.

Die Reporterin wiederholte »Radman?« und beugte sich näher zum Bildschirm herunter. »Mein Gott, hat der seit dem Simpson-Fall zugelegt.« Sie richtete sich auf. »Vielleicht wär' das was fürs *Network*.«

Barney lächelte, während die Reporterin und der Produzent hinausgingen, in ein angeregtes Gespräch vertieft. Ihn hatten sie völlig vergessen. Vielleicht kam er doch einmal früher als üblich nach Hause.

35. Kapitel

Harry Radman fühlte die tiefe Konzentration und innere Ruhe, die untrügliche Zeichen dafür waren, daß er sich seiner Beute näherte. Er stellte sich vor, daß Löwen und Leoparden wie er sie aus dem Fernsehen kannte, das gleiche spürten, wenn sie nach dem quälend langsamen Anschleichen durch das hohe, trockene Gras endlich nah genug heran waren, um sich auf die entsetzte Antilope zu stürzen, der nicht die geringste Chance zur Flucht blieb. Es war so gut wie vorbei, er mußte die Beute nur noch erlegen. Um ganz sicherzugehen, hatte er dem stets hilfsbereiten Chauffeur für einen weiteren schäbigen Fünfziger einen Namen entlockt. Jetzt telefonierte er über sein Handy mit der Computerzentrale beim *Inquirer* in New York.

Er starrte auf die Namensschilder über den Klingelknöpfen, während er in das Handy buchstabierte. »C-o-l-e-m-a-n. Nein, an der Tür steht nichts. Tut mir leid. Aber... ja. Ich warte.« Er stand seitlich neben dem Gebäude und versuchte unauffällig zu wirken, während der Name überprüft wurde. Die Tarnung fiel allerdings aufgrund seiner Begleitung, des 1,90 Meter großen Fotografen mit dem feuerroten Haarschopf, nicht ganz leicht. »Bist du sicher?« Er wandte sich an Fishburn. »Kein Coleman unter dieser Adresse.«

»Vielleicht ist es die falsche Adresse.«

Harry knurrte: »Daran habe ich auch schon gedacht. Aber der Chauffeur schwört, daß er sie hier abgesetzt und gesehen hat, wie sie um die Ecke gingen. Um die Ecke, hinter der sich diese Tür befindet.«

»Vielleicht wollten sie ihn reinlegen. Von der richtigen Spur ablenken.«

Harry schnitt eine Grimasse. »Warum sollten sie so etwas tun? Der Typ arbeitet für sie.«

»Vielleicht vermuten sie, daß er die Medien informiert.«

»Er informiert nicht die Medien, er informiert mich, sonst niemanden. Außerdem, wenn sie diesen Verdacht hätten, wäre er gar nicht bis hierher gekommen.« Nachdem er seinem Ärger Luft gemacht hatte, hatte Harry das entsetzliche Gefühl, ein wenig von seiner inneren Ruhe und Konzentration zu verlieren. Er ließ die Schultern hängen. Es war, als wären der Antilope Flügel gewachsen und sie hätte sich im letzten Augenblick in die Lüfte geschwungen.

»Also gut«, beschloß er endlich. »Es ist nicht sehr wahrscheinlich, aber es ist einen Versuch wert.« Er sprach wieder in das Telefon. »Hör zu, versuch die Adressen hier in der Nähe. Such den ganzen Postleitzahlenbezirk nach einem Coleman ab. Gib mir alles, was du über irgendwelche Colemans, egal wo in South Beach, finden kannst. Es muß da eine Verbindung geben.« Er machte eine Pause. »Ja, ich weiß, das kann dauern. Ich bleibe dran.«

Sie warteten. Ein rotgesichtiger, untersetzter Mann in blutverschmierter Schürze trat aus dem Gebäude nebenan, warf ihnen einen mißtrauischen Blick zu und verschwand dann mit einem übelriechenden Sack im Schlepptau hinter dem Haus.

Fishburn runzelte die Stirn und meinte: »He, was ist mit dem Namen über der Tür des Clubs an der Vorderseite? Goldman. Zwischen Coleman und Goldman ist nicht viel Unterschied.«

Harrys Augen funkelten. Im stillen entschuldigte er sich bei dem Jungen dafür, daß er dessen Instinkt unterschätzt hatte. »Du hast recht«, antwortete er. »Das wäre eine Möglichkeit.« Er sprach erneut in das Handy. »Hallo? Bist du dran? Hör auf zu suchen, ich habe eine neue Spur...«

36. Kapitel

Die Stimmung unter den Keeleys und den »Colemans«, die im Wohnzimmer saßen und plauderten, war jetzt deutlich entspannter. Den Champagner hatten sie inzwischen geleert und waren zu Cocktails übergegangen. Senator Keeley hielt sich noch immer an seinen überdimensionalen Scotch.

»Es ist einfach wunderbar, wie Sie das hier gemacht haben«, schwärmte Mrs. Keeley. »Alles ist so einfach und auf das Wesentliche reduziert. In unserem Haus erstickt man geradezu in Papieren.« Sie drohte ihrem Ehemann neckisch mit dem Finger. »Ihr Männer! Ihr seid wie große Babys, wirklich.« Sie zwinkerte Albert zu. »Sie regieren die Welt, aber sie sind nicht in der Lage, eine Krawatte auszusuchen.«

Albert drückte verschwörerisch ihren Unterarm. »Ich weiß, ich kann diesen Hornochsen auch nicht dazu bringen, sich einen neuen Anzug zu kaufen.«

Senator Keeley kicherte und meinte: »Armand, die haben es auf uns abgesehen!«

Armand, noch immer über Alberts Auftritt empört, erwiderte nur: »Ja.«

»Aber was täten wir ohne sie!« Albert strahlte Armand und den Senator mütterlich an. »So sind sie eben. Vielleicht bin ich ein altmodisches Mädchen, aber mir tut die Frau leid, die zu beschäftigt ist, um zu Hause zu bleiben und sich um ihren Mann zu kümmern.«

Barbara erstarrte, aber Senator Keeley hob sein Glas. »Hört, hört!« sagte er jovial. »Mein Gott, es ist so wunderbar, Leute wie Sie kennenzulernen.«

Albert lächelte selig bei diesem Kompliment. »Armand und ich fühlen genau das gleiche. Heutzutage gibt es sowieso kaum noch echte Werte. Es ist... es entschädigt für so vieles, gleichgesinnte Werteträger kennenzulernen.«

Der Senator wandte sich an seine Frau. »Hast du das gehört, Louise? ›Gleichgesinnte Werteträger‹. Mein Gott, das gefällt mir. Darf ich das verwenden, Mrs. Coleman?«

»Du lieber Himmel, selbstverständlich. Ich würde alles tun, um Ihren Kreuzzug zu unterstützen, Senator Keeley! Großer Gott, bei all den sozialen Übeln, von denen unsere Gesellschaft heute heimgesucht wird, angefangen vom Sexualkundeunterricht bis zur Abschaffung des Schulgebets – es wäre ja geradezu ein Verbrechen, Ihnen nicht jede Waffe zur Verfügung zu stellen, die Ihnen von Nutzen sein könnte. Natürlich fühle ich mich geschmeichelt, daß Sie diesen kleinen Ausspruch verwenden möchten. Bist du stolz auf deine Mama, mein kleiner Liebling?« Er blickte Val forschend an, der in dumpfer Panik zurückstarrte.

Der Senator nickte begeistert. »O ja, gnädige Frau, ich brauche wirklich Hilfe, das können Sie mir glauben, und ich bin Ihnen äußerst dankbar dafür. Wenn Sie wüßten, wie verderbt unsere Feinde sind. Es spottet jeder Beschreibung und entbehrt jeglicher Logik! Nehmen Sie doch nur dieses Getue um das Schulgebet. Als ob irgend jemand, egal ob Jude, Moslem oder was auch immer, etwas dagegen hätte, wenn seine Kinder in der Schule beten.«

»Dad«, sagte Barbara vorsichtig. Sie fühlte, daß Val einem Nervenzusammenbruch nahe war.

»Es ist *krankhaft*«, sagte Albert energisch und klopfte auf seine Stuhllehne.

In diesem gut gewählten Augenblick kam Agador mit einem Eimer voll Eis herein. Er setzte seine Füße mit äußerster Vorsicht voreinander, wobei er vor Konzentration die Zunge

aus einem Mundwinkel streckte. Als er Albert erblickte, brach er in wildes, hyänenhaftes Gelächter aus.

»Danke, Agador Spartakus«, sagte Armand kurz angebunden.
»Du kannst gehen.«

Agador vernahm die kalte Wut in der Stimme seines Herrn. Hastig stellte er den Eimer ab und trollte sich kichernd.

Erstaunt über diesen Heiterkeitsausbruch, sahen ihm die Keeleys nach. Albert beugte sich vor und flüsterte deutlich vernehmbar: »Er ist sehr nett, aber er hat ein gewaltiges Problem! Wir wissen nie, warum er lacht.«

Mrs. Keeley nickte. »Zumindest spricht er Englisch. Wenn Sie wüßten, wie oft wir in den letzten Monaten den Chauffeur wechseln mußten...«

»Der Neue scheint ganz in Ordnung zu sein«, warf der Senator ein. »Spricht hervorragendes Englisch. Ist allerdings auch echter Amerikaner.« Er legte einen Finger an die Nase.
»Das war ja klar.«

»Wenn Sie wüßten, wie viele Dienstmädchen wir in den letzten sechs Jahren hatten.« Albert seufzte. »Ich könnte Ihnen auf Anhieb ein Dutzend Namen nennen: Rodney, Julian, Bruce...«

»Sehen Sie nur!« rief Armand, um ihn aufzuhalten, bevor er sich heillos verstrickte.

Alle sahen ihn verwirrt an.

Erneut brach ihm der Schweiß aus. »Sie... Sie brauchen alle mehr Eis.« Er sprang auf, griff nach der Zange im Eisbehälter und machte die Runde, wobei er großzügig Eiswürfel verteilte.

»Wissen Sie«, begann der Senator erneut, »ich fühle mich wirklich wohl bei Ihnen. Keine Berge von ›schlauen‹ Büchern in den Regalen, keine sogenannte ›Kunst‹ an den Wänden – nur das Kreuz und Ihre warmherzige Familie. *Das* ist es, was Clinton nicht begreift, wenn er von Schulgebet und Schwulen beim Militär redet...«

»Noch ein wenig Eis für Sie.« Armand ließ den Eiswürfel absichtlich aus solcher Höhe fallen, daß der Scotch dem Senator auf die Hose spritzte.

»Das ist wirklich eine idiotische Idee«, sagte Albert während der Senator seinen Oberschenkel mit einer Serviette abtupfte. »Schwule beim Militär! Bei dem Haarschnitt und diesen komischen Uniformen, wer würde da schon hinwollen?« Er schüttelte leise lachend den Kopf, aber als er um Zustimmung heischend Mrs. Keeley ansah, begegnete er nur ihrem verständnislosen Blick.

»Also, Mama!« Val troff der Schweiß unter den Ohrläppchen hervor. »Du solltest wirklich nicht über Dinge reden, von denen du *nichts* verstehst.« Jedes Wort kostete ihn übermächtige Anstrengung. »Bitte...«

Senator Keeley drohte ihm mit dem Finger. »Val, sprich nicht so herablassend mit deiner Mutter. Sie ist eine sehr intelligente Frau. Ich finde, Homosexualität...«

»Und noch ein bißchen Eis für Sie?« Armand warf noch ein paar Würfel in das Glas des Senators, wobei er ihm die Sicht auf die anderen verspernte.

Doch so leicht gab dieser nicht auf. Er redete einfach um Armand herum. »... ist eines der Dinge, die dieses Land schwächen.«

»Wissen Sie«, sagte Albert, »das dachte ich auch immer, bis ich herausfand, daß Alexander der Große schwul war. Und jetzt diskutiert man über Schwule beim Militär!«

»Was halten Sie von den Dolphins?« brüllte Armand.

Die anderen glotzten ihn stumm an. Da ihm nichts Besseres einfiel, ließ er den Eisbehälter fallen.

Val sprang auf. »Oh, ich mache das schon!«

Während er und Armand auf dem Boden herumkrochen und die Eiswürfel einsammelten, holte Senator Keeley tief Luft. Er stellte seinen Drink ab und sagte: »Sehen Sie, ich glaube...wir

haben da ein Thema angeschnitten, das Mr. Coleman sehr nervös macht. Das kann ich ihm nicht verdenken.«

Val und Armand unterbrachen ihre Aufräumarbeiten und starrten ihn aus weitaufgerissenen Augen angstvoll an, auch Albert konnte den Blick nicht von ihm wenden.

Er räusperte sich und fuhr fort: »Ich weiß nicht, ob Sie die schrecklichen Berichte über die Umstände von Senator Jacksons Tod gehört haben.«

Albert wurde fast ohnmächtig vor Erleichterung. »Oh, das. Ja. Was für eine häßliche Geschichte! Natürlich glauben wir kein Wort davon.«

Val erhob sich. »Äh... *Mama...*«

Der Senator schüttelte verwundert den Kopf. »Genau das hat Rush Limbaugh auch gesagt!«

Armand stand ebenfalls auf. Er lächelte so aufrichtig, wie es ihm in der Situation möglich war, dann enteilte er mit den Worten: »Entschuldigen Sie mich!«

Er taumelte in die Küche, ließ sich auf einen Stuhl fallen und legte den Kopf auf die Knie. Agador, über sein Erscheinen nicht im geringsten überrascht, goß ihm einen Drink ein und reichte ihn ihm. Schwer atmend schob Armand das Glas beiseite.

»So einen Streß habe ich noch nie erlebt«, sagte er halb zu Agador, halb zu sich selbst. »Es ist, als reite man auf einem wild gewordenen Pferd auf einen brennenden Stall zu.«

Agador hatte jedoch seine eigenen Probleme. Auf dem Küchentisch türmten sich die Lebensmittel, und überall in der Küche standen Töpfe und Pfannen herum. Er hatte den Eindruck, im Chaos zu versinken. Was gehörte in welchen Topf? Und wann? Wie lange? Nie hätte er sich träumen lassen, daß Kochen so verwirrend sein konnte.

»Das Essen wird etwas später fertig werden«, murmelte er verträumt. »Ich... ich hatte so wenig Zeit für die Einkäufe...«

»Aber das Mädchen ist nett«, meinte Armand und griff nach der Flasche, die Agador abgestellt hatte. Er gönnte sich einen kräftigen Schluck direkt aus der Quelle. »Ich schulde es Val. Wenn man bedenkt, wie er aufgewachsen ist. Es war bestimmt nicht immer einfach für ihn...«

»Es tut mir leid, daß ich über Miß Albert gelacht habe«, fuhr Agador fort, während er auf einen Broccoli einhackte, bis dieser nahezu pulverisiert war. »Es war nur wegen der Frisur.«

»Zum Teufel damit«, rief Armand und knallte die Flasche energisch auf den Tisch. »Es geht schließlich nur um einen Abend. Den werde ich auch noch überstehen.« Er erhob sich, warf sich in die Brust und trat mannhaft den Rückweg an.

Als er wieder ins Wohnzimmer kam, hörte er eben noch, wie Senator Keeley verkündete: »... natürlich ist die Todesstrafe für einen Arzt, der abtreibt, nicht zu vertreten...«

Armand griff sich ans Herz. Sein Schritt wurde unsicher.

Val sprang auf. »Dad?«

Mit schwacher Stimme erwiderte er: »Hier bin ich, Sohn.« Er schaffte es bis zu seinem Sessel, in den er sich wie eine Rammbirne fallen ließ.

»... aber, verstehen Sie«, fuhr der Senator fort, jetzt direkt an Albert gewandt, »viele Abtreibungsgegner – wobei ich nicht deutlich genug betonen kann, daß ich ihre Ansichten nicht teile – glauben, daß man die Ärzte stoppen muß, damit die Abtreibungen ein Ende haben.«

»Das ist in der Tat lächerlich«, entgegnete Albert und leerte sein Glas. »Die Ärzte tun nur ihre Arbeit.« Er stellte das Glas auf den Tisch, beugte sich vor und erklärte: »Wenn man schon jemanden umbringen will, dann die Mütter. Dann ist ein für allemal Schluß mit der Sache.«

Alarmiert hickste Louise Kelley kurz auf. Dann herrschte im Raum für einen Moment verstörtes Schweigen.

»Mein Schatz«, preßte Armand zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor, »könnte ich dich wohl einen Augenblick sprechen?«

»Ich weiß, was Sie denken.« Albert beachtete Armand nicht. »Wenn man die Mutter tötet, stirbt auch der Fötus. Aber wenn der Fötus sowieso abgetrieben wird, warum soll man dann nicht gleich gründlich durchgreifen?«

Armands Stimme klang stählern. »Ich muß mit dir sprechen, und zwar sofort.«

Albert schnitt dem Senator eine kleine Grimasse. »Entschuldigen Sie mich«, sagte er kokett. Er erhob sich, strich sich den Rock glatt und folgte Armand aus dem Zimmer.

Tödliche Stille legte sich auf die Zurückbleibenden. Barbara warf Val verzweifelte Blicke zu, darum flehend, er möge etwas sagen.

Schließlich schluckte Val mühsam und meinte: »Ich versichere Ihnen, daß mein... meine Mutter nur einen Gedankengang bis zu seinem logischen und gleichzeitig absurden Ende verfolgt hat. So wie Jonathan Swift, als er vorschlug, die irischen Bauern sollten ihre Babys an die Reichen verfüttern.«

Senator Keeley zog die Augenbrauen hoch. »Nun, ich weiß nicht, was Jonathan Swift vorgeschlagen hat. Aber über Ihre Mutter weiß ich eines: Sie ist eine leidenschaftliche Frau, die aus ihrem Herzen keine Mördergrube macht, und ich kann nur sagen, sie besitzt meine aufrichtige Zuneigung.« Sein Lächeln war voller Wärme. Nie hätte Val geglaubt, daß der Senator zu solchen Gefühlen in der Lage wäre.

Val und Barbara tauschten erneut einen Blick, unschlüssig, ob diese Entwicklung ihren Triumph oder eine Katastrophe ankündigte.

37. Kapitel

Harry Radman telefonierte mit seiner Informationsquelle beim *Inquirer*.

»Also, kurz gesagt, Goldman gehört der Club. Er lebt im selben Gebäude, das ihm auch gehört... Außerdem ist er schwul.« Er wandte sich an Fishburn. »Wir sind im Allerheiligsten.«

»Das ist der Kern der Sache«, erklärte Floyd, seine Kontaktperson. »Ich kann dir auch sagen, wieviel er im Jahr verdient, welche Ferngespräche er in letzter Zeit geführt hat und welches seine fünf liebsten Versandhauskataloge sind, wenn du Wert drauf legst. Mein Gott, ich liebe das zwanzigste Jahrhundert!«

»Danke«, antwortete Radman. »Ich rufe dich an, falls ich weitere Einzelheiten brauche.«

Er wußte nicht, wie recht er hatte, denn zur gleichen Zeit saß im Nachrichtenstudio eines großen Fernsehsenders ein aufgeblasener grauhaariger Chefredakteur neben einem riesigen Monitor vor seinem Telefon.

Den Hörer zwischen Kinn und Schulter geklemmt, stopfte er sich mit einer Hand Hustenbonbons in den Mund, während er mit der anderen Notizen machte. Neben ihm stand ein glatzköpfiger, nervöser Redakteur und übte sich in Geduld.

»... schwarzer Lincoln«, wiederholte der Chefredakteur und schrieb wie wild. »Kennzeichen aus Ohio... Ja, ich habe es.« Er nutzte eine kurze Pause, um sich ein weiteres Hustenbonbon in den Mund zu schieben. »Die Gegend ist ja nicht so groß. Wenn er dort ist, finden sie ihn.«

Er hängte ein, drehte sich um und bot dem Redakteur ein Hustenbonbon an.

Der lehnte dankend ab. Er platzte fast vor Neugier. Seit neun Monaten war er nun bei diesem Sender; seitdem hatte es nicht eine einzige große Story gegeben, und das nagte fürchterlich an seinem Selbstbewußtsein.

»Kevin Keeley hat sich nach South Beach davongemacht«, sagte der Chefredakteur, an seinem Hustenbonbon lutschend. »Und der *National Inquirer* ist hinter ihm her.« Er riß das Blatt mit seinen Notizen ab und reichte es dem Redakteur. »Rufen Sie in Miami an, die sollen sich darum kümmern. Das könnte eine Sensation werden.«

Während der Redakteur freudig aus dem Nachrichtenraum stürzte, hatten Harry Radman und Fishburn vor dem Seiteneingang des Nachtclubs Wachposten bezogen.

38. Kapitel

Armand saß am Klavier und spielte hingebungsvoll *Ich hätt' getanzt heut' nacht*. Albert tanzte mit Senator Keeley, der augenscheinlich im siebten Himmel schwebte, und säuselte ihm den Text ins Ohr.

Val tanzte mit Barbara. Die beiden amüsierten sich prächtig, obwohl sie wußten, daß ihr Kartenhaus jeden Augenblick einstürzen konnte.

Mrs. Keeley saß auf der Bank vor dem Klavier und sang mit. Allerdings beherrschte sie den Text längst nicht so sicher wie Albert.

Barbara flüsterte Val ins Ohr: »Ich hoffe, deiner Mutter ist klar, daß ich auch nach der Hochzeit an meiner beruflichen Karriere weiterarbeiten werde.«

»Barbara, Albert ist nicht meine Mutter. Er ist eine Drag-Queen, eine Fummel-Tante.«

Barbara errötete und barg ihr Gesicht an seiner Schulter. »Stimmt. Mein Gott, ich darf gar nicht...« Sie kicherte. Offenkundig hatte sie ein Gläschen zuviel getrunken. »Er benimmt sich irgendwie so... mütterlich.«

Sie waren beim letzten Vers des Liedes angelangt. Auf dem Höhepunkt des Finales trat Agador in die Tür, breitete die Arme aus und stimmte mit ein: »Ich hätt' getanzt heut nacht, getanzt, *getaaanzt... heut' naa-acht!*«

Der Applaus kam von Herzen.

»Was für eine schöne Stimme Sie haben, Agador Spartakus!« Mrs. Keeley strahlte ihn bewundernd an.

Agador richtete sich stolz auf und warf Armand einen vorwurfsvollen Blick zu. »Ich danke Ihnen, Madam.« Dann

wandte er sich würdevoll an die Versammlung und klang wie die Dritte-Welt-Version eines Arthur Treacher. »Das Abendessen ist angerichtet!«

Senator Keeley bot Albert den Arm. Barbara und Mrs. Keeley folgten. Val blieb ein wenig zurück und blickte Armand fragend an.

Der bedeutete ihm, den anderen zu folgen. »Geh mit rein«, sagte er leise. »Ich schreibe eine Nachricht für Katharine und hefte sie an die Tür. Geh schon.«

Val gehorchte widerstrebend.

Als er ins Eßzimmer kam, standen die Gäste um den Tisch herum und bewunderten die frischen Blumen. Ein Blick zurück zeigte Val, daß Armand im Wohnzimmer herumhastete. Offenbar suchte er nach einem Stück Papier für die Nachricht.

»Also, Mrs. Keeley, nehmen Sie doch bitte hier Platz.« Albert deutete auf einen Stuhl. »Der Senator zu meiner Linken. Val hier... Barbara dort... so setzen Sie sich doch, bitte.«

Senator Keeley hielt ihm den Stuhl hin. »Mrs. Coleman, Sie sind wirklich eine wunderbare Gastgeberin.«

Albert nahm Platz und tätschelte dem Senator die Hand. »Ich danke Ihnen. Oh, es ist einfach bezaubernd...«

Im Wohnzimmer hatte Armand endlich einen Block gefunden und einen Zettel abgerissen. Während er schrieb, konnte er durch die offene Eßzimmertür Alberts fröhliches Geplauder hören.

»Ich habe immer von einer großen, fröhlichen Familie geträumt...«

Katharine schrieb er auf das Blatt.

»... alle um einen Tisch versammelt... genau wie damals, als ich ein kleines Mädchen war...«

Ungläubig horchte Armand auf, schrieb dann aber weiter.

»Ja«, sagte der Senator. »Auch wir sind so aufgewachsen.«

»Die gute alte Zeit«, schwärmte Albert.

Komm auf keinen Fall herauf.

»Ein glückliches Familienleben war das damals. Jeder sprach Englisch, es gab kein Aids...«

»Trink nicht so schnell, Mama«, sagte Val mit ungewohnt scharfer Stimme.

Ich rufe dich morgen an.

»Was für ein interessantes Dekor das Porzellan hat«, bemerkte Mrs. Keeley. »Es scheinen junge Männer zu sein, die miteinander spielen. Ist es griechisch?«

Armand erstarrte.

»Ich... ich habe keine Ahnung«, behauptete Albert. »Ich habe diese Suppenteller noch nie gesehen.«

»Wirklich? Barbara, Liebes, holst du mir bitte meine Brille. Sie ist in meiner Handtasche auf dem Sofa.«

Hastig kritzelte er *Entschuldige tausendmal* und stürzte in die Küche. Dabei wäre er fast mit Barbara zusammengestoßen, die auf der Suche nach der Handtasche ihrer Mutter war.

In der Zwischenzeit hatte Mrs. Keeley ihren Teller in die Hand genommen und studierte ihn mit zusammengekniffenen Augen. Der Senator durchwühlte seine Taschen. »Wo ist denn nur meine Brille?« Nachdem er sie nicht fand, griff er seinerseits nach einem Teller und starrte ihn an. »Doch... eindeutig griechisch... genauer gesagt, griechische Jungen. Nackte griechische Jungen...«

»Und Mädchen«, sagte Albert sanft, aber nachdrücklich. »Sind denn auf Ihrem Teller keine Mädchen?«

»Auf meinem ist eines«, sprudelte Val hervor.

»Auf meinem auch«, sagte Albert. »Sehen Sie nur, Senator Keeley. Da, das ist doch eindeutig ein Mädchen.«

Er besah sich die Figur, auf die Albert deutete. »Sie scheinen lange kein Mädchen mehr gesehen zu haben, Mrs. Coleman«, scherzte er. »Das ist ein Junge. Ich brauche vielleicht eine Brille, aber soviel sehe ich noch.«

Barbara kam ins Zimmer zurück und hielt die Handtasche ihrer Mutter fest umklammert. »Ich konnte deine Brille nicht finden«, sagte sie und zwinkerte dabei verschwörerisch in Vals Richtung. »Vielleicht hast du sie im Auto gelassen.«

»Irgendwo muß meine aber sein«, murmelte der Senator, während er noch einmal seine Jacke durchwühlte.

Armand stand unterdessen in der Küche und hielt eine große Terrine, in die Agador im Zeitlupentempo Suppe löffelte. Ab und zu legte er eine Pause ein, um ein paar Shrimps hineinzuzwerfen.

»Beeil dich, du Idiot!« bellte Armand. »Sie sind gerade dabei, sich die Teller anzuschauen! Welcher Volltrottel hat den Tisch gedeckt?« Agador fauchte ihn an, löffelte jedoch unbeirrt langsam weiter. »Schon gut, hör auf.« Armand setzte die Terrine ab. »Gib mir den Topf!«

Im Eßzimmer hatte sich Senator Keeley inzwischen erhoben und durchsuchte seine Hosentaschen. »Es treibt mich einfach zum Wahnsinn, daß... Halt, hier ist sie ja.« Mit einem triumphierenden Lächeln holte er die Brille hervor und setzte sie auf. »So, jetzt wollen wir doch mal sehen, was diese Griechen da tun.«

Er setzte sich und beugte sich über den Tisch. Genau in diesem Augenblick tauchte Armand auf und füllte Suppe in seinen Teller.

»So, bitte sehr!« Er wirkte überaus fröhlich. »Was haben wir doch für ein Glück. Agador hat uns eine wunderbare Suppe gekocht.« Er tanzte um den Tisch herum zu Mrs. Keeley. »Hmm, seine Spezialität.« Liebevoll schöpfte er ihr Suppe in den Teller. »Fischsuppe mit Meeresfrüchten.«

Mrs. Keeley legte die Hand auf die Brust und starrte leicht verwirrt in ihren Teller. »Ist das da... ist das nicht ein hartgekochtes Ei?«

»W-was?« Armand besah sich die Suppe genauer. Ein Nerv zuckte in seinem Gesicht. Doch er erholte sich schnell. »Ja, natürlich. Das ist typisch guatemaltekisch. Da unten essen sie einfach *alles* mit hartgekochten Eiern.« Er setzte die Runde von Teller zu Teller fort, wobei er ununterbrochen schöpfte und redete. »Wissen Sie, Hühner sind das wichtigste Gut für diese Menschen. Es ist ihre einzige Währung. Von einer Frau sagt man, sie sei ihr Gewicht in Hühnern wert. Der Reichtum eines Mannes wird an der Größe seines Hahnes gemessen.« Val kommentierte diese Erklärung mit einem kleinen Hustenanfall. Armand unterbrach sich und fragte hastig: »Haben Sie alle Suppe? Dann entschuldigen Sie mich bitte einen Augenblick.«

Er stürmte in die Küche und hielt Agador anklagend den Topf unter die Nase. »Was zum Teufel ist das hier eigentlich?«

Agador wand sich verängstigt. »Süßsauerer Bauerntopf. Ich weiß nicht, wie du auf Fischsuppe kommst.«

Armand schnitt eine Grimasse. »Was ist süßsauerer Bauerntopf?«

»Das weiß ich doch nicht! Es ist meine eigene Kreation!«

Armand setzte den Topf ab und nahm einen weiteren tiefen Schluck aus der Flasche. »Mein Gott! Das ist ein Alptraum!«

Nach Armands plötzlichem Abgang hatte sich unter den Versammelten erneut verlegenes Schweigen ausgebreitet.

Während sie das seltsame Gebräu in sich hineinlöffelten, schenkte Val den Keeleys von Zeit zu Zeit ein verzweifertes Lächeln. Gehetzt blickte er immer wieder zur Küche und auf die Uhr.

Es war Albert, der das Schweigen brach. »Wo werden Sie denn während Ihres Aufenthalts in Florida wohnen?«

Mrs. Keeley ergriff dankbar die Gelegenheit, ihre Wichtigkeit zu unterstreichen. »Bei den Bushs auf Fisher Island. Sie kennen doch Jeb Bush?«

»Oh, Fisher Island!« zwitscherte Albert. »Welch hübscher Fleck. Meine Eltern lebten bis zu ihrem Tod auf Fisher Island.«

Val schüttelte verzweifelt den Kopf, bis Mrs. Keeley ihn ansah, dann wechselte er elegant zu einem ebenso energischen Nicken.

Der Senator runzelte die Stirn. »Haben Sie denn nicht gerade Ihre Eltern in Palm Beach besucht?«

»Wie bitte?« fragte Albert, dem plötzlich klar wurde, daß er schon wieder einen Fehler begangen hatte. Armand und Val hätten ihn in die Hintergrundgeschichte, die sie für Katharine vorbereitet hatten, einweihen sollen. Vertrauten sie ihm denn gar nicht? Er tupfte sich den Mund mit der Serviette ab und sagte:

»Ja, natürlich. Jetzt, da sie tot sind, sind sie in Palm Beach.« Er lächelte gewinnend und legte die Hand ans Kinn. »Wie meine Mutter immer sagte: ›Auf Fisher Island leben, in Palm Beach begraben sein, so lernt man die schönsten Stellen Floridas kennen.«

Bevor jemand diesen Gedanken weiterverfolgen konnte, sprang Val auf. »Entschuldigt mich.« Ohne Barbara anzusehen, stürzte er in Richtung Küche davon.

Agador saß jämmerlich weinend in einer Ecke, während Armand neben dem Herd stand und die Stirn gegen die Wand preßte. »Dad!« sagte Val. »Du mußt kommen! Alles läuft schief. Albert hätte um Haaresbreite alles vermässelt.«

Er brach ab, als Armand sich umwandte und ihn mit irrem Blick anstierte. »Er hat keine Vorspeise gemacht«, sagte er mit seltsam ausdrucksloser Stimme.

Vals Unterkiefer klappte nach unten. »Was soll das heißen? Willst du damit sagen, daß wir nichts außer Suppe essen?«

Agador ließ schluchzend die Hände sinken. »Bauerntopf ist eine Hauptspeise. Es ist eine Art Eintopf. Deswegen habe ich auch so v-viele Sachen rein getan...«

Armand fuhr ihn an: »Halt den Mund!« Er drückte Val ein Stück Papier in die Hand. »Hier, das ist die Nachricht für Katharine. Befestige sie unten an der Haustür. Ich muß zurück, bevor die Teller so leer sind, daß man das Dekor erkennt.«

»Ich hatte nur eine Stunde Zeit für die Einkäufe«, jammerte Agador. »Und tausend Sachen waren zu erledigen...«

»Halt den Mund«, herrschte Armand ihn wieder an. Agador rollte sich zusammen wie ein Fötus und fing an, hin und her zu schaukeln. Armand kam sich plötzlich wie ein Schuft vor. »Schon gut, schon gut«, lenkte er erschöpft, aber in versöhnlichem Ton ein. »Hör auf zu weinen, es ist sowieso zu spät.« Leiser dann: »Zum Teufel noch mal.« Plötzlich fiel sein Blick auf Val, der noch immer dort herumstand. »Warum bist du denn noch hier? *Geh!* Sie kann jeden Augenblick kommen.«

Val zuckte zusammen. Ihm wurde plötzlich bewußt, wie sehr ihn die Sache mitnahm. Er huschte am Eßzimmer vorbei zur Wohnungstür und raste die Treppe hinunter, ununterbrochen Gebete murmelnd.

39. Kapitel

Wenige Blocks entfernt fuhr ein weißer Lieferwagen, auf dessen Seite die Buchstaben WXLT standen, langsam die Straße hinunter. Am Steuer hockte Oscar, ein junger Fernsehredakteur, der wie besessen auf seinem Kaugummi herumkaute. Seine Assistentin Faye, eine hübsche Blondine in einem T-Shirt ihrer Lieblingsrockgruppe Alice in Chains, hielt ein Stück Papier in der Hand und sah aus, als langweile sie sich zu Tode. Sie war einundzwanzig, es war eine schöne, warme Nacht in South Beach mit Partys überall, und sie saß in einem Übertragungswagen neben einem Typen, der zehn Jahre älter war als sie, mit offenem Mund Kaugummi kaute und nur über Politik redete.

Plötzlich richtete sich Oscar im Sitz auf. »Da vorn«, sagte er. »Schau doch mal, ob der schwarze Lincoln ein Kennzeichen von Ohio hat.«

»Wo?« Faye erwachte aus ihre Lethargie.

»Da. Unter dem großen Neonschild, vor dem Nachtclub. Der Chauffeur lehnt am Wagen.«

Sie warf einen Blick auf das Auto, dann auf ihren Zettel. Die Zahlen stimmten überein. »Das ist er. Fahr ran.«

Oscar manövrierte den Lieferwagen in den einzigen freien Parkplatz auf der gesamten Straße, zwischen den silberfarbenen Escort und den schwarzen Lincoln, und kam damit einem grünen BMW zuvor, der eben wendete, um dort zu parken.

Oscar steckte den Kopf aus dem Fenster und sagte: »Tut mir leid.«

Die Frau im Wagen stieß einen Fluch aus, den er deutlich von ihren Lippen ablesen konnte, und gab Gas. Die hat's wohl eilig, dachte er. Hatte übrigens nicht schlecht ausgesehen: Ende Dreißig oder Anfang Vierzig, aber schlank und durchtrainiert. Er hätte sie sich gerne genauer angesehen. Nun ja...

Harry Radman war die Ankunft der Konkurrenz entgangen. Er stand noch immer vor dem Seiteneingang des Gebäudes und wartete geduldig auf das nächste Ereignis. Wie sich herausstellte, stand es unmittelbar bevor. Gerade als er nachsehen wollte, ob sich irgendwelche anderen Journalisten an der Vorderseite des Gebäudes herumtrieben, öffnete sich die Tür, und ein langhaariger junger Mann im dunklen Anzug kam heraus. Er blickte sich nach allen Seiten um. Harry und Fishburn duckten sich noch tiefer in den Schatten. Die Augen des Jungen schienen sich noch nicht genügend an die Dunkelheit gewöhnt zu haben, um sie zu erkennen. Er drehte sich um, heftete eine Nachricht an die Tür und verschwand wieder im Haus.

Zur Sicherheit warteten sie ein paar Sekunden, bevor sie zur Tür schlichen. Harry griff nach dem Zettel und las laut: »Katharine, komm auf keinen Fall herauf. Ich rufe dich morgen an. Entschuldige tausendmal. Armand.« Er schüttelte den Kopf. So ein Glück. »Fisch, ich weiß nicht genau, was hier gespielt wird, aber soviel ist klar, es wird eine *große* Sache!«

40. Kapitel

Die Gäste waren inzwischen mit der Suppe fast fertig. Vals Stuhl war noch immer verwaist, und die Keeleys sahen ständig dorthin, um dann verstohlene Blicke zu tauschen.

Albert hatte sich hoffnungslos in die immer kompliziertere Geschichte seiner Eltern verstrickt. »... und an jenem Tag«, sagte er, indem er vor Selbstmitleid beinahe eine Träne vergoß, »beschlossen sie, nie mehr Tofu zu essen und sich statt dessen nach einem Friedhof umzusehen, der ihnen wirklich gefiel. Dad wollte gern nach Key Biscayne, aber Mama hatte Angst, daß dort gebaut werden könnte...«

Armand, der ein wachsames Auge auf die Teller der Keeleys gerichtet hielt, sprang auf, als ein griechisches Bein im Teller des Senators sichtbar wurde. »Noch ein bißchen Suppe?« Er schwang einladend die Terrine.

»O nein, vielen Dank.« Der Senator klopfte sich auf den Bauch.

Armand übergang fröhlich seinen Einwand und schöpfte ihm erneut den Teller voll.

Verärgert blies Senator Keeley die Backen auf, riß sich dann aber zusammen. »Danke. Aber dann bitte nichts mehr. Ich möchte nicht vorzeitig satt sein.«

»Davor brauchen Sie keine Angst zu haben«, murmelte Armand sarkastisch. »Mrs. Keeley?«

Louise bedeckte ihren Teller mit den Händen. »Nein, wirklich nicht. Sonst kann ich nichts mehr von dem Hauptgericht essen.«

Armand setzte eine schuldbewußte Miene auf, während er den Schöpflöffel über ihr durch die Luft führte. »Oh, das tut

mir leid. Ich dachte, es sei klar gewesen...« Er senkte den Löffel und begann tollkühn, ihn auszuleeren. Mrs. Keeley gelang es im letzten Moment, ihre Hände aus dem Weg zu ziehen, bevor sich die Suppe in ihren Teller ergoß. »... das hier *ist* das Hauptgericht. Im Urwald von Guatemala steht der Bauerntopf für die Gemeinschaft, sozusagen ein pot-au-feu, alles in einem Topf.« Mit einem Lächeln richtete er sich auf. »Wie man in Spartakus' kleinem Dorf am Badetag so sagt: Alle in den Topf.« Er brüllte vor Lachen, ohne sich um die unbehaglichen Mienen seiner Gäste zu kümmern.

»Ganz im Ernst«, fuhr er fort, »wenn zwei Familien sich vereinen wollen, nehmen sie als erste gemeinsame Mahlzeit den Bauertopf zu sich, als Symbol dafür, daß sie...«

»... sich von nun an im gleichen Topf befinden werden«, warf Albert fröhlich ein.

Armand funkelte ihn an. »Genau.«

Barbara tat, als sei sie fasziniert. »Das ist ja... unglaublich. Findest du es nicht unglaublich, Dad?«

Senator Keeley starrte trübsinnig auf seine Suppe. »Doch, schon.«

»Und was für ein wundervolles Gericht! Nicht wahr, Mama?«

»Ja«, sagte Mrs. Keeley und nahm wohlherzogen noch einen Löffel. »Welches Suppengemüse hat eigentlich diesen... süßlichen Geschmack?«

Senator Kelley, der ebenfalls einen weiteren Löffel probiert hatte, kaute einen Augenblick lang nachdenklich, bevor er sagte: »Ananas.«

Plötzlich kam Val hereingestürzt und ließ sich völlig außer Atem wieder auf seinen Stuhl fallen. Er schenkte den Anwesenden ein strahlendes Lächeln.

»Da bist du ja, Val.« Armand stellte die Terrine auf dem Serviertisch ab. »Gerade rechtzeitig für das Dessert! Hast du alles erledigen können, mein Sohn?«

»Ja, Dad.«

Albert erhob sich. »Dann können wir ja den Kaffee im Wohnzimmer trinken.«

Die Keeleys wurden vom unerwarteten Ende der Mahlzeit mit vollem Munde überrascht und konnten daher keine Einwände erheben. Folgsam legten sie die Löffel ab und erhoben sich.

41. Kapitel

Nur durch schiere Willenskraft war es Katharine gelungen, ihren BMW in einer Lücke zu parken, die jeder vernünftige Mensch für viel zu klein gehalten hätte. Sie stieg aus und betrachtete das Ergebnis ihrer Bemühungen. Der Wagen stand Stoßstange an Stoßstange mit den davor und dahinter geparkten Fahrzeugen. Einen Seufzer der Erleichterung ausstoßend, sah sie auf die Uhr und rannte los.

»Verdammt, verdammt, verdammt«, murmelte sie vor sich hin. Die Straße war dunkel, und sie war eine Frau, die eine teure Uhr sowie eine Geldbörse voller Kreditkarten bei sich trug und noch dazu rannte; genausogut hätte sie sich ein Schild mit den Leuchtbuchstaben OPFER umhängen können. Zu allem Überfluß war sie auch noch völlig aufgelöst, weil dieser blöde Übertragungswagen ihr direkt vor Armands Haustür den Parkplatz weggeschnappt hatte, nachdem sie sich von Miami bis hierher durch den Verkehr gekämpft hatte.

Als sie sich jetzt dem Club näherte und die Musik lauter wurde, kehrte ihre Energie allmählich zurück. Es war aufregend, Armand wiederzusehen, nach dem, was heute nachmittag passiert war. Und dann würde sie auch den kleinen Val nach... nun ja, nach zwanzig Jahren wiedersehen. Was hätte sie sich Schöneres wünschen können? Diesen Abend würde ihr nichts und niemand verderben.

Sie bog um die Ecke und verfiel in einen raschen Schritt. Die Straße war jetzt hell erleuchtet und belebt. Ein wenig beneidete sie die dekadent aussehenden Menschen in der kleinen Menge, die sich vor dem Eingang zum Birdcage drängte. Nie hatte sie sich in den Club gewagt, und nach ihrem Liebeskummer mit

Armand hatte sie sich erst recht geschworen, es nie zu versuchen. Der Zug war endgültig abgefahren.

Bevor sie echten Verdruß darüber empfinden konnte, fiel ihr Blick auf den Fahrer des Übertragungswagens. Dieses teigige, zynische Gesicht war nur schwer zu vergessen. Er stand am Straßenrand und brabbelte aufgeregt in sein Handy. Sie schnitt ihm eine Grimasse, aber er bemerkte es nicht. Ein paar Schritte weiter stand ein schwarzer Lincoln direkt vor dem Club. Ein Chauffeur in Uniform lehnt an der Tür des Wagens, während eine üppige Blondine im T-Shirt ein Bündel Scheine abzählte und es ihm reichte.

Seltsam, dachte sie, indem sie sich abwandte und auf den Seiteneingang zusteuerte. Normalerweise liefen diese Geschäfte in umgekehrter Richtung.

42. Kapitel

Agador war es gelungen, den Kaffee ohne größere Zwischenfälle zu servieren. Angesichts seines humpelnden Gangs und der daher gefährlich wackelnden Tassen grenzte das an ein Wunder. Die Keeleys und die ›Colemans‹ saßen im Wohnzimmer, nippten höflich an ihrem Kaffee und aßen von einem Kuchen, auf dem einst die Worte *Für meinen Frischling, von seinem Onkel* geprangt hatten, die aber jetzt unter einer Extraschicht Überzug verborgen waren.

Barbara wirkte erschöpft, Val war wie in Trance, Armands Anzug war völlig zerknittert, und seine Krawatte hing heraus, Alberts Lippenstift war verschmiert, aber noch waren sie nicht aufgefliegen. Vielleicht lag es an ihrem Schwung, vielleicht an der Naivität der Keeleys, vielleicht hatten sie auch einfach nur Glück gehabt. Wie auch immer, sie waren noch in Spiel.

»Also«, Armand versuchte die Zeit zu überbrücken, bis die Keeleys ihre Tassen geleert hätten und verabschiedet werden konnten. »Was halten Sie davon, daß unsere Kinder heiraten wollen?«

»Nun ja«, erwiderte der Senator, »Barbara ist erst achtzehn und er erst zwanzig, da machen wir uns selbstverständlich Sorgen...«

Ein Tusch unter ihren Füßen unterbrach ihn. Fast hätte er den Rest Kaffee verschüttet. Mrs. Keeley stellte ihre Untertasse ab, legte die Hand auf die Brust und sagte: »Ach, du meine Güte.«

»Großer Gott«, wunderte sich der Senator, »das hört sich an, als käme es von unten.«

Louise spitzte die Ohren. »Aber ja doch! Das ist der Nachtclub an der Ecke. Es muß dasselbe Gebäude sein!« rief sie in plötzlicher Erkenntnis.

»Sie scherzen!« erwiderte Albert in gespielter Entsetzen. »Ich dachte immer, jemand sehe fern.«

Armand zügelte ihn kichernd. »Aber Liebling, du weißt doch, daß wir über einem Nachtclub leben.« Er sah die Keeleys um Verständnis bittend an. »Meine Frau hat mich auf meinen Reisen um die ganze Welt begleitet, aber im Grunde ist sie das kleine Mädchen aus Grovers Corners geblieben.«

Albert genoß seine Rolle in vollen Zügen. Er senkte den Kopf und gurrte: »Manchmal bin ich tatsächlich ein wenig naiv.«

Senator Keeley beugte sich vor und stellte mit erstaunlichem Nachdruck fest: »Sie müssen sich für Grovers Corners nicht schämen, Mrs. Coleman! Es ist vielleicht kein Schloß in Frankreich, aber als Zuhause ist es ein verdammt anständiger Ort.«

Überrascht ob seiner plötzlichen Leidenschaft, sahen ihn die anderen an. Die Musik war jetzt sehr laut, und sie konnten die Vibrationen bis in die Zahnwurzeln spüren. Mrs. Keeleys Tasse hüpfte ständig an den Rand des Kaffeetisches, so daß sie sie immer wieder zurückschieben mußte. Die Szene begann, surreale Formen anzunehmen.

Albert tätschelte dem Senator die Hand. »Vielen Dank, Kevin. Ich darf Sie doch Kevin nennen? Ich werde daran denken. Armand ist natürlich um einiges weltgewandter als ich, aber er stammt eben aus einer guten Familie...« Er nickte, wobei seine Perücke um zwei Fingerbreit verrutschte. Ohne es zu bemerken, fuhr er fort: »... ganz wie diese beiden jungen Leute hier...«

Barbara bemerkte den Zustand der Perücke. Sie sprang auf und stellte sich vor Albert.

»Wo ist das Badezimmer?« fragte sie mit Nachdruck.

Val erhob sich. »Ich zeige es dir.«

»Nein, ich will... Ich möchte, daß deine Mutter mir den Weg zeigt.«

Albert erhob sich, die Hand aufs Herz gepreßt, sein Gesicht strahlend vor Freude. »Oh, mein liebes Kind...« Tränen traten in seine Augen.

Armand, der die verrutschte Perücke sah, sprang ebenfalls auf. Er nahm Alberts Kopf in seine Hände und versuchte, die Haarpracht zurechtzurücken. »Ein letzter Kuß, bevor du gehst«, bat er.

Erstaunt schob Albert ihn von sich. »Liebling, ich gehe doch nur ins Badezimmer.«

Die Perücke saß jetzt noch etwas schief. Val baute sich zu Alberts anderer Seite auf und sagte: »Wir gehen am besten alle zusammen. Seit die Maler hier waren, ist die Tür kaum noch aufzukriegen.«

»Also, ich glaube, ihr seid alle verrückt geworden«, erwiderte Albert. Er schüttelte den Kopf, wodurch die Perücke bedenklich ins Wackeln geriet. »Das sind meine Männer!« sagte er mit großer Geste zu den Keeleys.

Dann drehte er sich um und machte sich auf den Weg ins Badezimmer. Er wurde flankiert von Armand und Val, die ihre Arme um seine Taille geschlungen hatten, während Barbara ihn von vorn deckte, indem sie ihre Wange an sein Gesicht gepreßt hielt.

»Es ist wundervoll«, rief sie aus. »Alle vereint, *pot-au-feu*.«

Albert wurde es warm ums Herz. »Ich glaube, ich muß weinen. Mein Gott... ich bin so glücklich.« Er begann zu schluchzen, während sie ihn aus dem Zimmer führten. Die Keeleys starrten ihnen wie vom Schlag getroffen nach.

Als sie verschwunden waren, beugte Louise sich zu ihrem Ehemann und meinte: »Hier geht etwas sehr, sehr Merkwürdiges vor.«

»Ich weiß«, erwiderte der Senator.

»Dieses komische Gericht! Und ich bin mir sicher, daß etwas Seltsames auf den Tellern war. Und wie der Sohn während des Essens plötzlich verschwand...«

»Ich weiß genau, was hier los ist.«

Sie schob die Tasse zurück, die sich wieder einmal gefährlich dem Tischrand genähert hatte. »Ja?«

»Natürlich.« Er nickte wissend. »Es ist die älteste Sache der Welt.«

»Und was, bitte?«

Er schlug die Beine übereinander. »Sie ist ein Mädchen aus der Kleinstadt, und er ist ein arroganter Europäer von der übelsten Sorte, mit seinem Cole d'-was-auch-immer und diesem dekadenten Porzellan. Ich kenne diese Art. Onassis war so einer, die Franzosen sind so – besonders Mittelrand – und die Engländer. Außer vielleicht Margaret Thatcher. Aber du kannst mir nicht erzählen, daß John Major keinen Dreck am Stecken hat, und sie wird einfach nicht damit fertig.«

»Wer?«

»Mrs. Coleman.«

»Warum sollte sie sich für John Major interessieren?« Louise war mittlerweile vollständig verwirrt.

»Nein, nein.« Der Senator beugte sich wieder vor. »Mrs. Coleman kommt mit ihrer Ehe mit Coleman, mit seinen widerlichen europäischen Gewohnheiten und seiner Arroganz nicht zurecht. Und dann dieser Seitenhieb gegen Grovers Corners...«

Sie schob erneut die Tasse von der Tischkante zurück. »Kevin, du fantasierst.«

»Ich kann es nicht ändern, es macht mich ganz wild, wie herablassend er sie behandelt. Hast du sein Gesicht gesehen, während sie redete. Er wirkte geradezu... *verängstigt*. Und der Sohn ist auch nicht besser. Außerdem, diese aufgesetzte

europäische Höflichkeit – ›Ein letzter Kuß, bevor du gehst‹ – und wie er sich verbeugt hat, als du vorgestellt wurdest. Genau das hatte ich befürchtet. Er läßt noch nicht einmal zu, daß seine Frau sich um den Haushalt kümmert. Ständig rennt er in die Küche, er bedient selbst, und er gibt diesem milchkaffeefarbenen Wilden Anweisungen...«

Louise wollte einwenden, daß es nicht unbedingt ein Zeichen von Hochachtung sei, wenn ein Mann seiner Frau den Haushalt überlasse, doch in diesem Augenblick kam der ›milchkaffeebraune Wilde‹ hereinspaziert. Sein Gang war stolz, auf seinem Gesicht lag ein Lächeln, und jede Spur seines früheren Hinkens war verschwunden. Er räumte ein Tablett mit Tassen ab und verschwand.

»Da«, flüsterte Mrs. Keeley. »Genau das habe ich gemeint, als ich sagte, daß hier etwas Seltsames vorgeht! Hast du das gesehen?«

»Was gesehen?«

Sie deutete in die Richtung, in die Agador verschwunden war. »Er war *barfuß*.«

43. Kapitel

Alberts Tränen der Freude hatten sich in Tränen des Kummers und der Scham verwandelt. Er konnte gar nicht mehr aufhören zu weinen.

Armand, Val und Barbara durchwühlten verzweifelt die Schubladen und Regale in Alberts Boudoir. Überall lagen Unmengen von Haar herum, Überreste einstiger Perückenpracht. Val rutschte auf einem Büschel aus und fiel auf ein Knie. Er konnte einen Schmerzensschrei nicht unterdrücken.

»Es tut mir so leid.« Albert verbarg das Gesicht in den Händen. »Ich habe alles verdorben!« Er senkte den Kopf, wobei sich die Perücke endgültig selbstständig zu machen drohte.

»Sei nicht albern.« Armand wühlte in einer Schublade mit Kosmetika herum. »Niemandem ist aufgefallen, daß du eine Perücke trägst. Wo zum Teufel ist das beidseitige Klebeband?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Val. »Die Mädchen haben alles weggeschleppt.«

»Ich habe eine Spange«, sagte Barbara optimistisch. Sie zog sie aus ihrem Haar und rückte Alberts Perücke zurecht. »Es ist einen Versuch wert. Wenn Sie den Kopf nicht allzu heftig bewegen, könnte es halten....«

Albert schniefte, während sie versuchte, die Spange zu befestigen. »Danke. Du bist ein sehr liebes Mädchen. Val, es tut mir so leid...«

»Hört ihr was?« fragte Armand. Einen Augenblick lang erstarrten sie und lauschten.

Ab und zu war ein scharfes Wort aus dem Wohnzimmer zu vernehmen, ansonsten schien alles normal.

»Wir sollten machen, daß wir zurückkommen«, meinte Val.

Die Keeleys standen sich mittlerweile mit geballten Fäusten gegenüber und raunten sich an. Sie versuchten, nicht laut zu werden, aber beide standen kurz davor, vollständig die Beherrschung zu verlieren.

»Ich habe genug von diesem ›die arme Mrs. Coleman‹«, sagte Louise. »Für Bessie Jackson hattest du nicht so viel Mitgefühl!«

»Bessie Jackson ist eine unsensible Kuh«, knurrte der Senator. »Diese Frau ist eine *Dame*! Du lieber Himmel, ich verstehe dich wirklich nicht. Sie wird doch auch die Schwiegermutter *deiner* Tochter sein!«

»Wenn du *ihn* so schrecklich findest, sollte Barbara seinen Sohn vielleicht nicht heiraten!«

Entnervt schloß er die Augen. »Ich finde ihn nicht auf die Art schrecklich, die du meinst. Er läßt sich bestimmt nicht in irgendeinen dummen Skandal verwickeln. Europäer sind wie Republikaner – sie schlafen nicht mit Frauen, die damit im Fernsehen hausieren gehen.« Bevor Louise etwas dazu sagen konnte, fügte er hinzu: »Mit Ausnahme dieses Volltrottels Jackson.«

Sie starrte ihn seltsam unbeteiligt an. »Ich habe das Gefühl, als hätte ich dich noch nie zuvor gesehen.«

»Was soll das heißen?«

»Du kommst mir wie ein Fremder vor. Du machst dir noch nicht einmal Sorgen um Barbara. Für dich zählt nur deine Karriere. Und die ›arme, niedliche Mrs. Coleman‹.«

»Also bitte.« Er hätte vor Verzweiflung mit dem Fuß aufstampfen mögen. »Meine Karriere ist dir doch genauso wichtig wie mir. Deswegen warst du doch so an dieser Heirat interessiert, erinnerst du dich? Du warst ganz versessen darauf.

Barbara wird mit dem Jungen schon zurechtkommen. Sie ist eine moderne Frau und selbstbewußt. Mrs. Coleman dagegen bricht in Tränen aus, wenn man sie ›Mutter‹ nennt. Sie ist so verletzlich. Mein Gott, es ist wirklich herzerreißend! Solche Frauen gibt es heutzutage nicht mehr.«

Louise trat einen Schritt zurück. »Wenn du...«

Sie wurden durch ein Klopfen an der Tür unterbrochen.

Sie starrten einander an. Was sollten sie tun?

Es klopfte erneut, dann war eine atemlose Stimme zu hören. »Hallo? Ich bin wieder da! Ich habe meinen Schlüssel vergessen.«

Senator Keeley räusperte sich. »Wer... wer ist da?«

»Oh, hallo. Ich bin Vals Mutter, Mrs. Goldmann. Ist Armand da?«

Er sah Louise an. »Vals *Mutter*?« flüsterte er.

»Mrs. *Goldman*?« flüsterte sie zurück.

»Hallo?« Die Stimme wurde drängender. »Armand, mein Schatz, mach bitte auf!«

»Das also ist das Geheimnis«, murmelte der Senator. »Dieser Schweinehund läßt seine Geliebte hier im Haus wohnen!«

Louise fühlte sich in ihrer Meinung bestätigt. Mit den Worten »Ich komme!« machte sie sich auf den Weg zur Tür. In diesem Augenblick tauchte Agador aus der entgegengesetzten Richtung auf und rief: »Gehen Sie! Sie haben sich im Haus geirrt!«

Louise gewann den Wettlauf. Sie riß die Tür auf, und Katharine trat ein. Sie wirkte gefaßt und selbstsicher, wenn auch ein wenig angespannt.

Agador drängelte sich vor. »Guten Abend«, sagte er zu Katharine. »Darf ich Ihnen die Tasche abnehmen, wie immer... oder... zum erstenmal?« Er war völlig durcheinander, irgendwie lief die Geschichte hoffnungslos schief.

Katharine machte sich nicht die Mühe, ihn zu verbessern. Kommentarlos reichte sie ihm die Tasche und sagte nur: »Danke.« Dann wandte sie sich an die Keeleys, die sie offenen Mundes und stirnrunzelnd anstarrten. »Sie müssen Senator Kelley und seine Frau sein.« Beide nickten mechanisch. Mit einem Lächeln reichte sie ihnen die Hand. Der Händedruck der Keeleys war schlaff. »Ich bin Katharine Goldman, sehr erfreut. Bitte entschuldigen Sie, daß ich so spät komme, aber...«

»Es tut mir leid, daß es so lange gedauert hat«, war Alberts Stimme im Gang zu vernehmen. »Aber Barbara wollte die übrige Wohnung se...« Bei Katharines Anblick wäre ihm beinahe die neu befestigte Perücke vom Kopf geflogen. Er blieb wie angewurzelt stehen, so daß Val, Barbara und Armand gegen ihn prallten.

Er deutete auf Katharine. »Was tut *sie* denn hier?«

Armand stürzte vor. »Laß mich erklären...«

»Jawohl«, sagte der Senator mit dem Zorn des Gerechten, der ihm schon zweimal zur Wiederwahl verholfen hatte.

»Erklären Sie uns bitte, was hier vorgeht!« Er nickte Albert zu. »Ich möchte diese liebe Dame nicht in Verlegenheit bringen... aber wie viele Mütter hat Ihr Sohn eigentlich?«

»Wie bitte?« fragte Armand.

Er wies mit dem Kopf auf Katharine. »Diese Frau hat sich gerade als Vals Mutter vorgestellt. Wie viele Mütter hat Val?«

Das Spiel war aus, doch den Schlußstrich konnte nur Val ziehen. Armand, Albert, Barbara und Katharine hielten den Atem an.

Und Val... Val zögerte einen Augenblick, bevor ihm klar wurde, daß es keine Alternative gab. Jetzt halfen keine Tricks mehr, keine List, kein Trumpf im Ärmel – jetzt blieb nur die nackte Wahrheit...

Mutig ging er zu Albert und zog ihm die Perücke vom Kopf. Albert deutete eine abwehrende Handbewegung an, doch dann

ergab er sich in sein Schicksal und ließ die Enthüllung geschehen.

»Das«, sagte Val, »ist meine Mutter.«

Mrs. Keeley biß sich auf die Fingerknöchel und wich zurück. Der Senator starrte Albert verständnislos an. Und Albert? Albert brach in Tränen aus und verbarg sein Gesicht an Vals Schulter.

Val klopfte ihm beruhigend den Rücken. An die Keeleys gewandt, fuhr er fort: »Meinem Vater gehört der Nachtclub im Erdgeschoß, und meine Mutter ist der Star dieses Clubs. Agador Spartakus heißt in Wirklichkeit Jake und stammt aus New Jersey.«

Agador rang um Atem. »Das tut nun wirklich nichts zur Sache!«

Senator Keeleys Blick wurde glasig. »W-was...«

»Wir haben Sie belogen«, sagte Val, während er sich aus der Umklammerung Alberts löste, der sich allmählich wieder ein wenig gefaßt hatte. Er trat neben Barbara, und sie reichten sich die Hände. »Ihre Tochter und ich... wir haben Sie belogen, und die anderen haben unser Spiel mitgespielt. Dies hier sind meine Eltern.« Er deutete auf Armand und Albert.

Armand nahm Alberts Hand. »Und das ist meine Frau.« Er wies auf Katharine. »Diese Dame hat Val zur Welt gebracht.«

»Ich freue mich, dich kennenzulernen, Katharine«, sagte Val.

»Ich freue mich auch, Val.« Ein Kloß saß ihr im Hals. »Gute Arbeit, Armand.«

Armand errötete. »Danke.« Er legte den Arm um Albert. »Wir sind sehr stolz auf ihn.«

Senator Keeley hielt einen Finger in die Luft. »Ich verstehe nicht...«

»Einen Augenblick«, sagte Louise, deren graue Zellen auf Hochtouren arbeiteten. »Der Nachtclub dort unten... gehört

ihm?« Sie fuhr zu Barbara gewandt herum. »Soll das heißen, daß er *kein* Kulturattaché ist?«

»Ja«, sagte Barbara. Sie folgte Vals Beispiel und riß alle Brücken hinter sich ein. »Er ist nicht mit einer Hausfrau verheiratet, und sie heißen nicht Coleman. Sie heißen Goldman und sind Juden.«

Der Senator hob den Finger noch höher. »Ich verstehe nicht.«

»Er ist ein Mann«, krächzte Mrs. Keeley und deutete auf Albert. »Sie sind beide Männer.«

»Das kann doch nicht wahr sein.« Der Senator starrte Albert an. »Sie *können* keine Jüdin sein!«

»Kevin!« bellte Louise, die allmählich die Geduld verlor. »Er ist ein *Mann!*«

Er blinzelte. »Was?«

»Verstehst du denn nicht? Sie sind *homo*. Ihnen gehört der Transvestitenclub im Erdgeschoß! Es sind *zwei Männer!*«

Albert nahm seinen ganzen Mut zusammen und trat vor. »Ich möchte nur, daß Sie wissen, Senator Keeley«, sagte er mit vor Rührung bebender Stimme, »daß ich jedes Wort ernst gemeint habe, als ich sagte, es sei an der Zeit, zu einem strengeren Moralbegriff und einer höheren Wertschätzung der Familie zurückzufinden.«

Der Senator nickte höflich, lächelte dann und erklärte: »Ich glaube, ich werde verrückt.«

»Sehen Sie, es ist ganz einfach«, sagte Katharine in bester Absicht. »Armand und ich waren nur eine Nacht zusammen und...«

»Sie *haben geweint*«, sagte der Senator zu Albert. »Sie sagten... Sie... ich kann nicht...«

»Kevin, es hat sich nichts geändert.« Albert versuchte ein gewinnendes Lächeln. »Ich bin noch immer derselbe Mensch, mit einem winzig kleinen Unterschied.«

Senator Keeley schüttelte den Kopf, einer Ohnmacht nahe.
»Ich verstehe das nicht...«

»Ich erkläre es dir im Wagen«, sagte Mrs. Keeley mit stählerner Stimme. »Komm, Barbara...«

Barbara umklammerte Vals Hand und rührte sich nicht von der Stelle. »Nein, ich komme nicht mit.«

Ihre Mutter drohte ihr mit der Faust. »Tu mir das nicht an, Barbara. Ich bin vielleicht nicht so verletzlich wie Mrs. Cole... oder wer auch immer er sein mag, aber auch ich habe Gefühle...« Unerwartet brach sie zusammen und begann, in ihre Hände zu schluchzen. »Oh... oh... irgend jemand muß mich doch auch mögen!«

Alle starrten sie entsetzt an. Sie schluchzte unkontrolliert, ihre Knie zitterten. Dann schüttelte Senator Keeley den Kopf, als erwache er aus einem Traum, und legte den Arm um ihre Schultern.

»Ganz ruhig, Louise.« Er sah sich um, und sein Blick blieb an Albert hängen, als sehe er ihn zum erstenmal. Dann wandte er sich ab. »Barbara, wir gehen. Und du kommst mit uns.«

»Dad, bitte...«

»Es gibt *keine* Diskussion. Ich habe deine Mutter zum Weinen gebracht, meine Wiederwahl steht bevor, wir stecken mitten in einem Skandal, und wir befinden uns im Hause eines homosexuellen Paares, das einen Travestieclub betreibt. Ich verstehe, daß du heiraten willst, aber wie viele Leben willst du dafür ruinieren?«

Barbaras Unterlippe bebte. Sie blickte auf ihren Vater und ihre hilflos weinende Mutter und fühlte sich ebenso hilflos, als sie sich zu Val, Armand und Albert umwandte.

»Ich... ich hätte euch wirklich gerne als Familie gehabt«, sagte sie zögernd, kaum in der Lage zu sprechen.

Dann ging sie mit schnellen Schritten zu ihrem Vater. Er öffnete die Tür, wandte sich noch einmal an Albert und sagte:

»Ich möchte nur noch hinzufügen, Mr.... Mrs.... Mr. – wie auch immer Sie heißen –, daß ich hoffe, durch diesen Vorfall Ihre Wahlverhalten nicht beeinflußt zu haben.«

»*Senator Keeley!*« schrie eine Stimme draußen vor der Tür.

Der Senator fuhr überrascht herum und blickte direkt in das Objektiv einer Kamera. Er duckte sich, als der Blitz aufflammte, dann schlug er die Tür zu.

Er warf sich mit dem Rücken gegen das Türblatt und streckte die Arme weit aus, als wolle er den Eingang mit seinem Körper verbarrikadieren. Der Ausdruck nackten, animalischen Entsetzens breitete sich in seinem Gesicht aus.

44. Kapitel

»Hast du ihn? Hast du ihn?« fragte Harry Radman.

Fishburn ließ die Kamera sinken. »Nein«, gab er stirnrunzelnd zurück. »Aber ich hätte ihn gehabt, wenn du nicht ›Senator Keeley‹ gebrüllt hättest.«

Harry errötete vor Verlegenheit. »Ich wollte doch nur, daß er sich umdreht.«

Sie warteten schweigend, aber ihnen war klar, daß die Tür sich nicht wieder öffnen würde. Harry preßte sein Ohr dagegen. Gedämpfte, aber erregte Stimmen waren zu hören, die sich schließlich entfernten.

»Wir können genausogut wieder nach unten gehen«, schlug Radman vor. »Am besten stellen wir uns an die Ecke, damit wir diese Tür und den Eingang zum Club gleichzeitig im Auge behalten können, falls es eine Verbindung dazwischen gibt.«

Sie trotteten die Treppe hinunter und begaben sich zur Vorderseite des Gebäudes. Harry war erleichtert zu sehen, daß der Chauffeur und die Limousine sich nicht von der Stelle gerührt hatten. Die Keeleys hätten sich bestimmt nicht ohne Wagen und Fahrer aus dem Staub gemacht.

Erst jetzt bemerkte er den WXLТ-Wagen, der direkt hinter dem Lincoln parkte. Ein Kameramann lud geschäftig seine Ausrüstung ab.

Ärger stieg in ihm auf und begann, in seiner Stirn zu pochen. Zu Fishburn sagte er: »Warte hier.« Er nahm eine betont unbeteiligte Haltung an und trat näher an den WXLТ-Wagen heran, um zu sehen, was dort vor sich ging.

Er war ganz dicht heran, als ein zweiter Übertragungswagen, diesmal mit den Buchstaben WLLS, um die Ecke bog. Ein

Fernsehersch sprang heraus und stürzte auf den WXLW-Wagen zu. Wie Harry erst jetzt auffiel, saß dort lässig rauchend eine junge Blondine in einem *Alice-In-Chains-T-Shirt* auf dem Beifahrer sitz.

Der WLLS-Mann grüßte die Blondine, indem er an seine Baseballkappe tippte. »Was ist hier los?«

Sie blies ihm den Rauch ins Gesicht. »Was tust du hier, wenn du das nicht weißt?«

»Wir haben gehört, daß *ihr* hier seid.«

Sie nahm einen weiteren Zug und atmete dann aus. »Mein Bruder tritt da drinnen auf. Sein Name ist Helena Handbasket. Ich habe unseren Redakteur dazu gebracht, eine Reportage über ihn und den Club zu drehen. Wäre toll, wenn er durch euch ein bißchen Extrapublicity bekäme. Soll ich dir eine Eintrittskarte verschaffen?«

Der Fernsehersch kniff die Augen zusammen. »Verarsch mich bitte nicht, Baby. Ich sehe nur so blöd aus.«

Sie zog erneut an ihrer Zigarette. »Das bestreite ich nicht.«

Angewidert wandte er sich ab und hastete zu seinem Wagen zurück, wo er seine Leute anwies, die Kameras abzuladen.

Harry warf der Gruppe einen wütenden Blick zu, dann ging er zu Fishburn zurück, der auf dem Gehweg wartete.

»Was ist los?« fragte der Fotograf.

Harry schüttelte stirnrunzelnd den Kopf. »Diese Geier!«

Er spie aus, lehnte sich gegen einen Zeitungskasten und machte sich auf langes Warten gefaßt.

45. Kapitel

Senator Keeley lag ausgestreckt auf der Chaiselongue. Seine Augen starrten wild ins Leere, sein Atem ging schnell und stoßweise.

»Hat er einen Schock?« fragte Barbara, die weinend in Vals Armen lag.

»Er ist vielleicht schockiert, aber einen Schock hat er nicht«, erwiderte Louise und legte ihm einen Eisbeutel auf die Stirn. »Er wird schon wieder.«

Albert klopfte ihr auf die Schulter. »Halten Sie die Hand auf.«

»Was? Ich...« Sie brach ab, streckte die Hand aus und gehorchte. Er ließ zwei weiße Tabletten in ihre Handfläche fallen. »Was ist das?« fragte sie mißtrauisch.

»Pirin-Tabletten«, erklärte Albert tröstend. »Er soll sie nehmen.«

»Nein, nein«, heulte der Senator auf. »*Sag nein zu Drogen.*«

Louise runzelte die Stirn. »Auch gut«, murmelte sie, »wenn er nicht will...« Sie warf sich beide Tabletten in den Mund und schluckte sie herunter.

»Tut mir leid, Kevin«, sagte Albert. »Ich dachte nur... also, bei mir wirken sie Wunder!«

»Das einzige Wunder, das ich mir vorstellen könnte, wäre ein schneller, unauffälliger Abgang.« Er lachte verzweifelt. »Lächerlich, nicht wahr? Vermutlich wimmelt es in diesem gottverlassenen Ort inzwischen vor Journalisten.«

Albert schlurfte zum Fenster hinüber, um die Lage zu peilen. Armand saß brütend in einem Sessel, während Katharine

seelenruhig einen Teller guatemaltekischen Bauerntopfs löffelte.

Albert schob die Vorhänge einen Spaltbreit auseinander und spähte auf die Straße hinunter. »Gerade ist noch ein Übertragungswagen eingetroffen«, sagte er. »Und ein Auto mit der Aufschrift... *Florida Eagle*.« Er ließ den Vorhang fallen und wandte sich mit zufriedenen Gesicht um: »Das ist nur eine Zeitung!«

»Wir werden ihnen die Schlagzeilen des Jahres liefern.« Der Senator versuchte sich aufzusetzen. »Senator Jackson und seine Frauen – Senator Keeley und seine Männer!« Mrs. Keeley drückte ihn auf die Chaiselongue zurück und legte ihm erneut den Eisbeutel auf die Stirn.

»Die Sache ist doch vollkommen harmlos«, sagte sie. »Du bist hierhergekommen, um die Eltern des Jungen kennenzulernen, den Barbara heiraten will, und du wußtest nicht...«

»Louise, die Leute in diesem Land interessieren sich nicht für Einzelheiten«, stieß er hervor. »Sie halten nichts von Einzelheiten. Sie verlassen sich einzig und allein auf Schlagzeilen!«

»Wenn ich auch einmal etwas sagen darf«, warf Katharine ein, während sie Agador ihren Teller zum Nachfüllen reichte. »Die haben gar nichts gegen Sie in der Hand. Es steht Wort gegen Wort, daß Sie überhaupt hier waren.«

»Aber sie werden etwas in der Hand haben.« Er ahmte ihren optimistischen Ton nach. »Irgendwann werde ich hier raus müssen. Es würde auffallen, wenn ich spurlos verschwände.« Er wandte sich an seine Frau. »Gib mir noch etwas Süßes.«

Sie runzelte die Stirn, griff dann aber in ihre Handtasche und reichte ihm ein Schokopfefferminzbonbon.

Albert spähte erneut durch die Vorhänge. »Noch ein Fernseheteam«, sagte er. »Und sie gehen in den Club. Das ist doch der Gipfel! Wenn ich mal einen Abend nicht auftrete...«

»Carmen wird entzückt sein«, murmelte Armand. Er nahm noch einen Schluck und stellte dann die Flasche beiseite; allmählich wurde er gefährlich betrunken.

Agador kehrte mit Katharines Teller zurück, den er neu gefüllt hatte, und reichte ihn ihr. »Möchte sonst noch jemand Suppe?« fragte er.

Ein Chor von »Neins« klang ihm entgegen.

Katharine nahm einen Löffel, legte den Kopf zur Seite und schluckte. »Wer hat das hier gekocht?«

Agador bäugte sie mißtrauisch. »Ich.«

»Es schmeckt einfach wunderbar«, erklärte sie begeistert.

Barbara trocknete ihre Augen, dann löste sie sich von Val und kauerte sich neben ihren Vater. »Dad, es tut mir schrecklich leid...«

»Ich weiß«, sagte er, müde an seinem Minzbonbon lutschend. »Ich weiß...«

»Noch einen Schluck, Senator?« fragte Agador und reichte ihm die Flasche, die Armand weggeschoben hatte.

Der schüttelte den Kopf. »Ich bin kein starker Trinker.«

Der Hausboy lächelte fröhlich. »Es ist nie zu spät.«

Armand erhob sich und schaltete den Monitor ein, über den er sehen konnte, was im Club vorging. Sofort erfüllte Cyrils Stimme den Raum. »... danke, daß Sie gekommen sind! Und jetzt hören wir so auf, wie wir begonnen haben: Unsere erste Nummer ist auch unsere letzte Nummer!«

Das Schlagzeug wurde lauter, und dann stimmten die Goldman Girls ihre Erkennungsmelodie an: » *We are fa-mi-ly... I've got all my sisters with me...* «

»Dad?« Val schien eine Idee zu haben. »Könnten die Keeleys sich nicht am Ende der Show unter das Publikum mischen und durch den Club hinausgehen?«

»Nein.« Armand schüttelte den Kopf. »Die Journalisten warten nur auf so etwas. Man würde sie im Handumdrehen erkennen.«

Albert schürzte die Lippen und musterte Senator Keeley von Kopf bis Fuß. »Nicht unbedingt.« Seine Stimme klang bedeutungsschwer.

Senator Keeley sah ihn verständnislos an.

»Du meinst... du meinst doch nicht...?« Katharine brach in hysterisches Gelächter aus. »O nein, Agador, ich verschütte deine wunderbare Suppe! Es tut mir leid, es ist nur...« Beim Anblick des Senators wurde sie erneut von einem Lachkrampf geschüttelt.

»Ist diese Frau geistesgestört?« fragte Senator Keeley beunruhigt. »Warum zum Teufel lacht sie so?«

»Oh.« Louise wurde plötzlich klar, was Albert vor hatte. »Ach, du liebe Zeit. Nein, wir können unmöglich...wir...du meine Güte... es *könnte* klappen!«

»Mhm.« Albert nickte.

Louise nahm das Gesicht ihres Mannes in beide Hände. »Es wird ein hartes Stück Arbeit für Sie werden«, sagte sie zu Albert. »Und wir haben nur wenig Zeit.«

»Louise, um Gottes Willen, hör auf, so an mir herumzufummeln.« Der Senator wirkte jetzt ernsthaft besorgt.

Albert legte einen Finger ans Kinn und betrachtete nachdenklich den Senator. »Was für ein Typ ist er?« fragte er Mrs. Keeley. »Ich schwanke zwischen Herbst und Sommer.«

Sie sah ihn an – sah ihn an wie nie zuvor in all den Jahren ihrer Ehe. Als sehe sie ihn zum erstenmal oder als suche sie etwas Neues in seinen Zügen. Und erstaunlicherweise fand sie es.

»Herbst.« Sie nickte energisch. »Eindeutig Herbst.«

46. Kapitel

Jedes störende Härchen hatte man ihm ausgezupft, sein Gesicht war mit Make-up zugekleistert, und er steckte in quälend engen, nie gekannten Kleidungsstücken. Der degenerierte Albert hatte herumgegluckst, ihn gehätschelt und getätschelt wie ein Baby und kämmte nun, in einem dunkelgrauen Anzug hinter ihm stehend, die Perücke aus, die er ihm aufgezwungen hatte.

Albert legte die Hände auf die Stuhllehne. »So!« sagte er. »Natürlich nur ein Notbehelf, in aller Eile improvisiert, aber insgesamt doch ganz passabel. Denken Sie daran: Das erste Mal ist immer ein großer Schock. Fertig?«

Und er drehte Kelley um, damit er sich im Spiegel betrachten konnte.

Der Senator glotzte. Die Erscheinung im Spiegel wies eine entfernte Ähnlichkeit mit seiner Person auf, aber sie war bemalt mit Lidschatten und Rouge und Wimperntusche und... und...

»O mein Gott.« Seufzend ließ er die Schultern fallen. Sein Kopf sank entmutigt auf die Brust.

»Nun kommen Sie schon.« Albert klopfte ihm auf den Rücken. »Wir können nicht alle Ingrid Bergmann sein. Sie haben viele ausgezeichnete Eigenschaften... die Ausstrahlung einer inneren... Stärke. Und diese Autorität! Ich finde, Sie erinnern an die göttliche Marlene in ›Die rote Kaiserin‹.«

»O mein Gott«, wiederholte er.

Mrs. Keeley und Barbara kamen herein, beide genauso exotisch gewandet wie der Senator. Louise kreischte auf.

»Bist du das, Schatz?« fragte der Senator weinerlich.

Sie nickte zögernd. »Ja«, antwortete sie, während sie ihn mit Blicken durchbohrte. Schließlich sagte sie: »Es ist furchterregend, Kevin.«

»Ich weiß, ich weiß.« Er stand auf und suchte Schutz hinter der Kommode. »Bitte dreht euch um, ich will nicht, daß ihr mich so seht.«

»O Kevin!« rief sie voller Mitgefühl.

Er versteckte sich hinter einem Vorhang. »Ich habe ihnen ja gesagt, daß Weiß mich dick macht.«

Es klopfte an der Tür. »Alles fertig?« Es war Armand.

»Nicht nur fertig, sondern freudestrahlend«, rief Albert zurück.

Vor der Tür runzelte Armand die Stirn. Albert übertrieb wahrscheinlich wieder einmal. Er zuckte die Achseln und sagte: »Es ist gleich soweit. Ich gehe jetzt nach unten. Haltet euch bereit!«

Er lief die Treppe hinunter, hastete zur Bühne und griff in genau dem Moment zum Mikrofon, als die letzten Töne des Finales verklangen. »Ein großer Applaus für unsere Mädchen, meine Damen und Herren!«

Erneut erklang die Musik, und die Goldman Girls kamen paarweise für die Vorhänge auf die Bühne stolziert. Carmen schwebte im siebten Himmel. Bei jedem Schritt schleuderte sie ihre Beine hoch in die Luft, wedelte mit den Armen und sonnte sich in den Beifallsrufen und Pfiffen des Publikums. Auf diesen Abend hatte sie lange gewartet – ihr erster Auftritt als Star der Show.

»Wir kommen jetzt zum Ende unserer Show«, sprach Armand ins Mikrofon. »Vergeßt nicht, auch ihr gehört zur Familie! Bitte singt jetzt alle mit.« Er wandte sich an die Mädchen. »*Und noch einmal!*«

Tobender Applaus brandete ihnen entgegen. Carmen, die über diese Verlängerung ihres Bades in der Menge mehr als

entzückt war, begann erneut zu singen, und ihre ›Schwestern‹ stimmten ein.

Überall im Publikum verteilt standen Fernsehreporter, Zeitungsjournalisten und einige Fotografen, die den Club im Dämmerlicht nach ihrer Beute durchforsteten. Oscar und Faye waren unter ihnen. Oscar trug eine Minikamera auf der Schulter, er wirkte massig und deplaziert, aber Faye fühlte sich wie zu Hause. Dazu waren die Nächte in South Beach schließlich da: Musik, Alkohol, Körper und Hitze...

»Hey!« Oscar stieß sie mit dem Ellenbogen in die Rippen.

»Was?« fragte sie verärgert. Sie genoß die Parade falscher Mädchen auf der Bühne, die von donnerndem Applaus begleitet wurde.

»Wer ist das?« Er deutete auf einen grauhaarigen Mann mit Schnurrbart, der sich durch die Menge kämpfte und überall Hände schüttelte wie ein Politiker.

»Du Flasche«, gab sie verächtlich zurück. »Das ist der Typ, der gerade ins Mikro gesprochen hat. Der sieht Kevin Keeley nicht mal ähnlich.« Sie zog eine Grimasse und wandte sich wieder der Bühne zu, ihr Hinterteil im Rhythmus der Musik schwingend.

Oscar dagegen folgte Armand mit den Augen. Er beobachtete, wie dieser sich durch die Menge einen Weg bis zur Kasse hinter der Bar bahnte. Dort sprach er mit zwei gewaltigen Transvestiten, die bei der Arbeit waren. Einen Augenblick später küßten ihn die beiden, glitten durch die Menge zur Bühne und verschwanden hinter dem Vorhang.

Was geht da vor, dachte Oscar? Wo ist Kevin Keeley?

Während Oscar noch den beiden Tänzerinnen nachsah, hatte Armand bereits die Eingangstür erreicht. Er spähte kurz auf die Straße hinaus. Ein weiterer Übertragungswagen traf ein, aus dem augenblicklich eine Horde Journalisten hervorbrach. Vor

dem Club befanden sich jetzt fast genauso viele Reporter wie drinnen.

Armand sah sich suchend nach Senator Keeleys Chauffeur um, der angeblich unter einer Straßenlaterne geparkt hatte. Er fand ihn und wollte zu ihm laufen, um den Mann von ihrem Plan in Kenntnis zu setzen, als er jemanden in einer Windbluse entdeckte, der ein Bündel Scheine abzählte und sie dem Chauffeur reichte. Dahinter wartete eine Schlange von Journalisten mit Geld in den Händen.

»So ist das also«, murmelte Armand. Damit war klar, wie die Keeleys entdeckt worden waren. Er würde sich etwas anderes ausdenken müssen, um sie hier herauszubekommen, und zwar schnell.

Er stürzte in dem Augenblick in den Club zurück, als Harry Radman und Fishburn sich der Eingangstür näherten. »Herrje«, sagte Harry. Er versuchte seinen alten Trick, sich unsichtbar zu machen, aber ausgerechnet heute abend vor dem Eingang zum Birdcage versagte ihm diese legendäre Fähigkeit zum erstenmal kläglich ihren Dienst. Er war gezwungen mitzuschubsen, zu schreien und zu stoßen, um durch die Tür zu gelangen. Als Fishburn ihn endlich einholte, war er entnervt und wütend.

»Wie lange halten diese Typen das wohl aus?« Fishburn fuhr sich mit einem Papiertaschentuch über die Stirn.

Harry schüttelte den Kopf. »So lange wie nötig«, erwiderte er unglücklich. »Wenn sie ihn nicht erwischen, wie er hier herauskommt, gibt es keine Story.«

Herauskommen... Coming-out... Interessante Wortwahl, dachte Harry.

47. Kapitel

Als Kevin Keeley vier gewesen war, hatte seine ältere Schwester Marigold ihm ihre alten Kleider angezogen, Spangen ins Haar gesteckt und ihn ›Stephanie‹ genannt. Sie hatten ein nettes Kaffeekränzchen abgehalten, bis ihre Mutter sie entdeckt hatte. Marigold wurde bestraft und Kevin streng verwahrt, so etwas nie wieder zu tun.

Als er achtzehn gewesen war, hatte seine Studentenverbindung ihm und elf anderen Novizen auferlegt, in Angorapullover, Rock und Nylonstrümpfen zu einer Party auf den Campus zu gehen und sich dort an den erstbesten Studenten aus einem höheren Semester heranzumachen. Kevin war an jenem Abend mit einem blauen Auge davongekommen – mit einem blauen Auge und der bleibenden Erinnerung daran, wie unangenehm sich Nylonstrümpfe trugen.

Jetzt steckte er erneut in Frauenkleider, und er konnte den Gedanken nicht loswerden, daß dieses kleine Abenteuer als Transvestit noch übler ausgehen würde als die beiden Katastrophen in seiner Jugend. Schlimmer war, daß er diesmal noch nicht einmal gut aussah. Er war weder niedlich wie Shirley Temple noch athletisch wie Amelia Earhart – am ehesten ähnelte er den dicken, alten Witwen, deren haarige Wangen er in jedem Wahlkampf küssen mußte.

Doch er hatte sich in sein Schicksal ergeben. Ohne diese List wäre seine Karriere sowieso beendet, und sollte man ihn dabei erwischen, wie er sich in Alberts Alptraum aus Taft aus dieser Höhle der Verderbtheit schlich, würde sie nur mit einem größeren Knall zu Ende gehen.

Es war fast soweit. Er riskierte einen Blick durch den Bühnenvorhang und sah, wie die Fernsehleute ungeduldig auf ihre Uhren blickten, während sie ihre schweren Kameras von einer Schulter auf die andere wuchteten. Unterdessen rief Armand mit wildem Gefuchtel all seine Transvestiten, einschließlich der beiden, die zuvor hinter der Bar gestanden hatten, zu sich auf die Bühne, wo sie gnadenlos schräg in die Zugabe einstimmten. Aus der Menge waren erregte Rufe zu hören.

Senator Keeley stand knapp vor einem Nervenzusammenbruch, und zwar nicht nur, weil er fürchtete entdeckt zu werden – er litt unter Lampenfieber.

»Ja, heute nacht sind wir alle eine große Familie«, rief Armand begeistert ins Mikrofon. Dann gab er Kevin das Zeichen, auf die Bühne zu kommen.

Los geht's, dachte der Senator und biß sich auf die Lippen. Hoffentlich würde er in diesen Schuhen nicht umknicken! Er griff noch einmal an seinen verpflesterten Slip und trat ins Rampenlicht.

Die übrigen Transvestiten begannen, am gegenüberliegenden Ende von der Bühne zu steigen und sich hüft- und busenschwingend unter die Menge zu mischen. Kevin folgte ihnen auf dem Fuße. Aus den Augenwinkeln bemerkte er, wie seine Frau und Tochter, ebenfalls geschminkt und an allen möglichen Stellen ausgestopft, dasselbe taten.

Er versuchte, zu ihnen zu gelangen, während ihm vage bewußt wurde, daß seine Bewegungen völlig aus dem Takt gerieten. Er gab dennoch sein Bestes und versuchte, tanzend durch die Menge zur Tür zu gelangen; wenn er einfach weitermachte, käme er vielleicht unerkannt nach draußen.

»Großartig.« Die sarkastische Bemerkung kam von einem schlaksigen jungen Mann, der eine Kamera in der Hand hielt.

Als Kevin vorbeikam, sagte der Junge angewidert: »Ich hasse diese Art von Show.«

Kevin walzte fingerschnippend und lächelnd an ihm vorüber. Wenn der arme Kerl gewußt hätte, daß ihm soeben die Story seines Lebens entwischt war!

Der Senator bewegte sich ununterbrochen und schüttelte ständig den Kopf, so daß die hellgelben Korkenzieherlocken seiner Perücke sein Gesicht verbargen. Er durfte nicht vergessen, Tanzschritte zu machen und die Hüften zu schwingen. Es war demütigend, aber es funktionierte.

Andererseits – so groß war die Demütigung auch wieder nicht. Es war sogar... irgendwie...

Nein, es war gar nichts! Er hatte das Gefühl, für einen Moment am Rande eines gähnenden Abgrunds gestanden zu haben, auf dessen Grund etwas Unaussprechliches lauerte. Energisch schob er den Gedanken für immer beiseite.

Er drängte sich an einer wütenden jungen Frau vorüber, die ein T-Shirt mit der Aufschrift *Alice In Chains* trug. Was das wohl heißen mochte? Wahrscheinlich handelte es sich um eine feministische Verschwörungstheorie zum Thema »Literaturkritik unterdrückt die angeborene lesbische Neigung der kindlichen Heldin«. Er schnaubte verächtlich, was der jungen Frau auffiel. Sie wandte sich an ihren schlaksigen Kollegen, der mit ausdruckslosem Gesicht neben ihr stand, und sagte: »Diese Show ist wirklich eine Beleidigung für normal veranlagte Menschen.«

»Ich dachte, es gefällt dir hier«, gab er zurück.

Kevin versetzte ihr einen Stoß, während er sich an ihr vorbeidrängte. Sie funkelte ihn an. »Es gefiel mir. Vergangenheitsform.«

Ihr Kollege lachte. »Ich weiß, was du meinst. Trotzdem...« Er zuckte die Schultern. »Es ist interessant.«

O Bruder, dachte Kevin, während er sich immer näher an die Tür heranarbeitete. Die Showgirls tanzten bereits, vom Publikum gefolgt, auf die Straße hinaus. Er fühlte sich so gut wie entkommen, schon konnte er die Straßenlaternen sehen!

Plötzlich versperrte ein stämmiger Mann mit Doppelkinn, der einen Trenchcoat trug, Kevin den Weg. Der Dicke wirkte, als hätte er den Lotterieschein mit den Nummern für den Hauptgewinn verloren. Seine Augen schossen hektisch hin und her, suchten in Panik alles ab. Bestimmt ein Reporter, der fühlte, wie ihm eine gute Story durch die Finger glitt, dachte Kevin und kicherte, doch als er versuchte, sich an dem Dickwanst vorbeizudrängen, drehte der Kerl sich um und sah ihn an.

Er sah ihn direkt an. Blickte ihm mitten ins Gesicht.

Kevin unterdrückte ein Kreischen, dann wurde ihm klar, daß kreischen unter diesen Umständen vermutlich die beste Reaktion gewesen wäre.

Statt dessen warf er den Kopf herum, so daß die Locken flogen, und tat, als singe er: »Und... und *di-di-di da-du...* Vögel *di-da* Federn *la-lu...* *lalala* was-auch-immer...«

Der Reporter warf ihm einen angewiderten Blick zu und machte sich hastig davon.

Kevin fiel vor Erleichterung ein Stein vom Herzen, aber als er sich der Tür zuwandte, mußte er feststellen, daß der Zug ins Stocken geraten war. Der Star des Abends – der Transvestit Carmen – war auf einen Stuhl neben der Tür gestiegen und forderte alle auf, sich einen Tanzpartner zu suchen.

»Was?« fauchte Kevin. »Was will sie...« Verzweifelt sah er sich nach Armand um.

»*Und jetzt alle!*« rief Carmen. Sie klatschte mit hoch erhobenen Händen den Takt und drehte sich wie wild auf ihrem Stuhl. Die Techniker fuhren die Lautstärke zum Finale

hoch. »*Alle! Jeder sucht sich einen Partner! Carmen befiehlt es!*«

Ein paar Schritte entfernt stand Louise in der Menge. Sie erstarrte. *Tanzen?* dachte sie. *Partner?* Wen sollte sie wählen – einen Mann oder eine Frau?

Während sie noch über dieses Problem nachdachte, nahm ein besonders gutaussehender Latino ihr die Entscheidung ab. Er tauchte plötzlich hinter ihr auf und rieb seine Hüften an ihrem Gesäß, dann wirbelte er sie herum und begann einen Tango, der so leidenschaftlich ausfiel wie in dem Gedränge nur möglich.

Er ließ sie zurücksinken, zog sie wieder an sich. Sie fühlte sich von seiner Kunst überwältigt, bis er ihr tief in die Augen blickte und erklärte: »Ich habe noch nie mit einem anderen Mann getanzt.«

Louise runzelte die Stirn. Es hätte ihr nichts ausgemacht, ein bißchen weniger überzeugend zu wirken. Sie zuckte die Achseln und knurrte mit tiefer Stimme: »Es gibt immer ein erstes Mal«, worauf sie weitertanzten.

Senator Keeley war es gelungen, seine Tochter in der Menge zu finden. Sie war der einzige Mensch außer ihm, der keinen Partner gefunden hatte.

Er griff nach ihrer Hand. Sie drehte sich um, lächelte und umarmte ihn, als sie ihn erkannte.

»In diesem Kleid will keiner mit mir tanzen«, schrie er, mit Mühe die Musik übertönend. »Ich habe dir ja gesagt, daß weiß mich dick macht.«

»Ich verstehe das nicht«, erklärte Barbara. »Ich bin genauso hübsch wie die anderen Typen hier.«

Plötzlich tauchte Val an ihrer Seite auf. »Tanzen Sie?« fragte er.

Vater und Tochter stürzten sich in Vals offene Arme.

»He, Moment.« Val schob den Senator sanft zur Seite. »Nicht Sie, Barbara.«

»Bitte, Junge«, jammerte Kevin, »laß mich nicht im Stich! Ich will nicht das Mauerblümchen sein!«

»Bewegen Sie sich unauffällig in Richtung Tür.« Vals Gesichtsausdruck ließ vermuten, daß er die Notlage des Senators nicht gebührend ernst nahm. »In einer Minute sind wir alle hier raus. Sobald mein Dad Carmen dazu bringen kann, ihren Auftritt zu beenden.«

Er wirbelte mit Barbara davon. Als Kevin sich umdrehte, stellte er fest, daß Armand Carmen tatsächlich befahl, vom Stuhl herunterzusteigen und auf die Straße hinauszutanzten. Sie schien dazu nicht die geringste Lust zu verspüren und gab wenig überzeugend vor, nichts zu verstehen.

Ich werde hier niemals herauskommen, dachte Kevin verzweifelt. Ein korpulenter Mann in mittleren Jahren, der allein in einem Taftkleid inmitten tanzender Paare stand! Noch auffälliger hätte er nur sein können, wenn er auf der Stelle in Flammen aufgegangen wäre. Vielleicht sollte er sich dem fettgesichtigen Kerl im Trenchcoat, der immer näher kam, einfach stellen. Einfach reinen Tisch machen, sollten die Medien doch ihr Opfer haben...

»Entschuldigen Sie.« Eine weiche, charmante Stimme riß ihn aus seinen trübsinnigen Gedanken.

Er wandte sich um.

Es war unglaublich!

Albert stand vor ihm. Albert im Smoking.

»Möchten Sie tanzen... meine Liebe?« fragte er augenzwinkernd.

Dankbar sank Kevin in seine Arme. Sie tanzten einen Walzer, während die anderen um sie herum in ihrer eigenen kleinen Welt aus Traum und Delirium versanken, bis Carmen, die endlich von ihrem Stuhl gestiegen war, sie aus dem Club in die

kühle, salzhaltige Nachtluft von South Beach führte. Der Verkehr geriet ins Stocken, Autofahrer hupten, und die Tänzer zerstreuten sich in alle Richtungen. Wie ein Derwisch, dessen Energien verbraucht waren, verging die aus der Ekstase geborene Gemeinschaft in Erschöpfung. Wenige Augenblicke später war sie nur noch eine Erinnerung.

48. Kapitel

Carmen wurde von Weinkrämpfen geschüttelt. »Nie wieder wird es so sein!« jammerte sie, während Kiko und Beatrice sie an den Straßenrand führten. Sie setzte sich, zog ihre hochhackigen Schuhe aus und heulte hemmungslos weiter. »Dieser Schuft von Armand! Er hat mich mißbraucht, um seinen elenden Arsch zu retten, und dann hat er mich weggeworfen!«

Kiko und Beatrice ließen sich neben ihr auf den Gehweg nieder. »Also, weißt du«, meinte Beatrice. »Es war schließlich die Zugabe. Die Idee war, alle aus dem Club herauszubekommen, so daß die...«

»Auf wessen Seite bist du eigentlich?« fauchte Carmen sie wütend an.

Gegenüber, auf der anderen Straßenseite, stand Katharine mit ihrem Auto in der zweiten Reihe und wartete darauf, daß die Keeleys auf die Straße getanzt kamen. Sie ließ den Motor laufen, die hintere Wagentür stand offen. Die Gefahr, entdeckt zu werden, war noch nicht endgültig gebannt. Ein paar besonders schlauen Journalisten war anscheinend der Gedanke gekommen, daß der Auszug unter Führung der Showgirls eine List sein konnte. Sie trieben sich vor dem Club herum und hielten Ausschau nach etwas Verdächtigem. Aber Armand hatte gesagt, er werde für Ablenkung sorgen... Aha! Das mußte das Manöver sein.

Ein Mann im Nadelstreifenanzug, der sich eine Ausgabe der *Washington Post* vors Gesicht hielt, tauchte kurz an der Seite des Gebäudes auf und ging dann rasch die Straße hinunter, sich immer weiter vom Club entfernend. Sofort nahm die

Journalistenhorde die Verfolgung auf. Harry Radman übernahm trotz seines Gewichts die Spitze.

O Gott, dachte Harry, während er auf seine Beute zuraste, o Gott, bitte mach, daß er so dumm ist...

Dann hatte er den Mann im Nadelstreifenanzug eingeholt. Bevor die anderen ihre Mikrofone zücken konnten, riß Harry den Mann herum und schlug ihm die Zeitung aus dem Gesicht.

»Scheiße«, heulte er auf und ließ alle Hoffnung fahren. »Das ist er nicht. Das ist der Spanier.«

»Lateinamerikaner«, korrigierte Agador. »Genauer gesagt, Guatemalteke.«

Während er in aller Ruhe davonschlenderte, erschien Fishburn neben Harry. »Mann, ich hätte dir gleich sagen können, daß das der falsche Kerl ist. Hast du denn nicht gesehen, daß er barfuß ist?« Er deutete nach unten.

»Verdammt!« Es war Oscar, der sich an Faye wandte. »Das war zu blöd. Jetzt wissen wir, daß er da drin war.«

Niedergeschlagen sahen sie sich um, keiner wußte, was als nächstes zu tun wäre.

Inzwischen hatte Katharine den echten Senator entdeckt. Die Perücke war unverkennbar, auch wenn sie inzwischen stark gelitten hatte. Katharine legte den Gang ein und ließ den Wagen langsam anrollen, was ihr ein mißbilligendes Hupkonzert der anderen Fahrer eintrug.

Sie versuchte, auf gleicher Höhe mit den Keeleys zu bleiben, die sie offenbar nicht bemerkten. Sie hupte, aber im allgemeinen Chaos ging das Geräusch unter. Carmens Schimpfen übertönte alles andere.

»Ich kann es nicht glauben!« erklärte Mrs. Keeley ihrer Familie. Sie hielt ein Bündel Zwanzig-Dollar-Noten hoch und verkündete stolz: »Ich habe einhundert Dollar verdient!«

Der Senator ignorierte diese Bemerkung und schob Frau und Tochter zu ihrer Limousine. »Vergeßt nicht weiterzutanzten«, befahl er. »Wir sind noch nicht in Sicherheit.«

»Aber das war nicht der Plan«, protestierte Barbara, die auf ihren hohen Absätzen kaum noch gehen konnte.

»Der Plan wurde geändert«, gab er zurück. »Ich bin Armand sehr dankbar, aber je eher ich mein Schicksal wieder in meine eigenen Hände nehme, desto besser.«

»*Hierher!*« rief Katherina. »*Juhuu!*«

Kevin drehte sich zu ihr um und winkte knapp. »Also gut«, sagte er. »Ihr beiden steigt bei ihr ein. Ich muß noch mit dem Chauffeur sprechen. Wir werden mit Katherine nur ein paar Blocks bis zum El Dorado and Palm fahren, dann nehmen wir unseren eigenen Wagen und sind wieder Herr unseres Schicksals.« Er tanzte mit spastischen, derwischartigen Bewegungen davon.

Louise und Barbara sahen sich beunruhigt an, dann liefen sie über die Straße und sprangen in Katharines Auto.

Der Senator tauchte hüft- und schulter-schwingend an der Fahrertür seines Wagens auf. Der Chauffeur starrte ihn entsetzt an und versuchte, in seinem Sitz zu versinken.

Kevin beugte sich zu ihm hinunter, steckte den Kopf durch das Fenster und zwinkerte, um sich zu erkennen zu geben. »Wir treffen uns in zwanzig Minuten vor dem El Dorado and Palm«, befahl er mit leiser Stimme.

Der Chauffeur ließ den Motor an und legte den Gang ein. »Lady, nicht für eine Million Dollar!« sagte er und betätigte den Fensterheber.

Kevin konnte gerade noch seinen Kopf in Sicherheit bringen. Er überlegte, ob er die Scheibe einschlagen und seinen Angestellten erwürgen sollte, als er seine Frau und seine Tochter rufen hörte: »Hier sind wir! *Komm hierher!*«

Er wandte sich um und sah sie sicher in Katharines Wagen sitzen.

Mit einem ergebenen Seufzer tanzte er einen lahmen Mambo über die Straße und stieg ein.

Epilog

Die Glocken erklangen, die Orgel spielte, und die ganze Versammlung war von Rührung und Erregung ergriffen. Die Trauung begann.

Falls es tatsächlich ein Fauxpas ersten Ranges war, die Braut in ihrer Aufmachung auszustecken, wie sollte den Gästen auf der linken Seite der Kirche dann jemals verziehen werden? Niemand auf der rechten Seite der Kirche kannte Einzelheiten oder wußte auch nur im entferntesten über die Ereignisse in South Beach Bescheid, aber Senator Kevin Keeley, Ohio, und seine Frau, Louise Madden aus Cincinnati, hatten deutlich gemacht, daß sie keinerlei Diskriminierung wünschten gegenüber den... nun ja, den *Personen*, die – wie auch immer – zum Bräutigam gehörten. Selbstverständlich hatte dies zu wilden Spekulationen unter den Geladenen geführt.

Als nun Barbara Keeley am Arm ihres Vaters, der trotz allem aufrichtig glücklich zu sein schien, den Gang entlangschritt, ruhten die Augen der Gäste auf der rechten Seite nicht auf dem Kleid der Braut, das vor ihr im Jahre 1967 ihre Mutter und 1944 ihre Großmutter getragen hatte, sondern auf den Gästen auf der linken Seite, wo die Familie des Bräutigams, umgeben von einem summenden Schwarm theatralischer Gestalten, saß. *Theatralisch* war wohl der Begriff, den die meisten Gäste noch zu akzeptieren bereit waren, auch wenn dies bedeutete, den Euphemismus bis zum äußersten zu strapazieren. Man hatte sich während der vergangenen Jahre zwar an ungewöhnliche Dinge gewöhnen müssen, aber meistens hatte es sich um nichts Schlimmeres als eheliche Untreue, lautstarken Marxismus oder erstaunliche außereheliche Fruchtbarkeit gehandelt. In keiner

Weise war man auf Herren aus der Theaterwelt vorbereitet, die geschnürte Taillen, Krinolinen und Hüte mit Schleier zur Schau trugen und sich deutlich hörbar Bemerkungen wie »Robert Dole ist *hinreißend*« zuraunten.

Kaum zu beschreiben war die Pein der Ehrendame, einer gewissen Bitsy Rowe-Hanley aus Atlanta, die während der ganzen Zeremonie stocksteif neben der Braut stand. Ihre von den langen Ärmeln ihres lavendelfarbenen Kleides verhüllten Schultern erbeben, wenn ihr Blick auf ihr Gegenüber bei dieser Zeremonie fiel. Der Führer des Bräutigams, ein Guatemalteke (so wurde gemunkelt), trug nicht einmal zu diesem feierlichen Anlaß Schuhe.

Sogar die Geistlichen flößten einigen Gästen Unbehagen ein, ausgenommen nur den angesehenen Pastor aus der Heimatstadt der Keeleys. Der Vater des Bräutigams hatte einen Rabbi hinzugezogen, der nicht nur zufällig aussah wie Bette Midler, sondern durchaus den Eindruck erweckte, daß er sehr an dieser Ähnlichkeit gearbeitet hatte. Er lächelte freudig bewegt, und man erwartete fast, daß er jeden Augenblick zum Mikrofon greifen und den Titelsong aus *Beaches* anstimmen würde.

Und was sollte man zum... *Freund* des Bräutigamvaters sagen? Er war, in einen lila Frack gewandet, kurz vor Beginn der Zeremonie zu seinem Platz geleitet worden, als sei er in Wirklichkeit die Mutter des Bräutigams. Während der gesamten Trauung hatte er geschluchzt und in ein Taschentuch geschnieft, dessen Duft noch auf der anderen Seite des Ganges deutlich zu riechen war. Sollte man überhaupt etwas sagen? Schließlich hatte ein geschätzter Kollege, ein Senator von untadeligem Ruf, ein Mann der traditionellen Werte, ein Familienmensch, ein Christ, ein Mann von moralischer Standfestigkeit und unerschütterlicher Gerechtigkeit zu diesem Fest geladen – ein Mann, der um seiner Tochter willen mit stoischer Gelassenheit den Sturm öffentlicher Entrüstung

hingegenommen hatte und es sogar duldete, daß sich Journalisten wie ein Rudel Wölfe vor der Kirche herumtrieben.

Es gab nur eine Bemerkung, die angebracht schien. Und deshalb waren wieder und wieder die gleichen Worte zu hören, als die Gäste später die Hand von Albert schüttelten, der den Tränen nahe zwischen Armand und Senator Keeley stand, um die Glückwünsche entgegenzunehmen.

»Wie schön, Sie kennenzulernen. Eine wundervolle Hochzeit. Sie können stolz sein.«